



nicht unpolitisch

ANSPRACHEN
UND ANDERE TEXTE



BISTUM MAGDEBURG

von und mit
Bischof Dr. Gerhard Feige

2024

nicht unpolitisch

ANSPRACHEN
UND ANDERE TEXTE

von und mit
Bischof Dr. Gerhard Feige

2024

Impressum

Presse- und Öffentlichkeitsarbeit
Bischöfliches Ordinariat
Max-Josef-Metzger-Straße 1
39104 Magdeburg
www.bistum-magdeburg.de
Redaktion: Anja Schlender
Gestaltung: Irina Siemrodt,
Christliches Gemeinschaftswerk GmbH (cgw)

VORWORT

Nicht unpolitisch. Also politisch? Oder doch nicht ganz? Schließlich versteht sich Kirche ja nicht als Partei oder Interessenvertretung einer bestimmten Lobby. Gläubige können sich aber durchaus in einer Demokratie mit unterschiedlichen Akzenten engagieren: konservativ oder liberal, sozial oder ökologisch, lokal oder universal – beziehungsweise auch mehrere Anliegen miteinander verbinden.

Kirche mischt sich in der Regel zwar nicht ins politische Tagesgeschäft ein oder behauptet, in konkreten Problemen die perfekte Lösung zu kennen. Dafür gibt es ausgewiesene Experten und legitimierte Verantwortungsträger. Was Kirche aber veranlasst, nicht unpolitisch zu sein, ist das Evangelium Jesu Christi, das den ganzen Menschen in all seinen Beziehungen betrifft und damit auch für das gesellschaftliche Zusammenleben von Bedeutung ist.

Deshalb ergreift Kirche über alle Einzel- und Gruppeninteressen hinaus – wenn erforderlich – Partei: für die Würde und Freiheit eines jeden Menschen, die Achtung der Menschenrechte und das Gemeinwohl, für

Subsidiarität – also Hilfe zur Selbsthilfe – und Solidarität, Gerechtigkeit und Barmherzigkeit. Besonders herausgefordert ist Kirche dann, wenn Hass und Hetze das Miteinander vergiften sowie populistische oder rechtsextremistische wie antisemitische Positionen zunehmend salonfähig werden.

Über all das und noch viel mehr ist in den Beiträgen von und mit Bischof Dr. Gerhard Feige in dieser Broschüre die Rede: von Gott und der Welt, seiner Menschwerdung und seinem Reich, von Toleranz und Weite, Abschied und Aufbruch, Evangelisierungsversuchen und Strukturreformen, Theologie und Praxis, Ökumene und Demokratie, Friedensstiftern und Einheit in Vielfalt. Dabei geht es auch um so grundsätzliche Fragen wie „Weltfremde Innerlichkeit oder gesellschaftsgestaltende Kraft?“ und „Überfremdung von außen oder Entmenschlichung von innen?“. Neben Predigten sind auch andere Texte enthalten: Ansprachen und Grußworte, Erklärungen und Artikel sowie ein Statement bei einer Demonstration, ein Brief und ein Interview. Nun bleibt mir, Ihnen eine anregende Lektüre zu wünschen!

Ihre
Anja Schlender

Pressesprecherin
Bistum Magdeburg

INHALTSVERZEICHNIS

- 7 **Wer ist Gott?**
Predigt bei der Jahrestagung des Cusanuswerks
am 4. Juni 2023 in Venlo
- 13 **Toleranz**
Predigt zu „75 Jahre Katholische Studentengemeinde Halle“
am 11. Juni 2023
- 19 **Es gibt viel zu tun!**
Predigt beim Fernsehgottesdienst mit den Pueri cantores
der Region Ost am 18. Juni 2023 in Halle/Saale
- 23 **Nicht nur überleben**
Finanzausgleich für ostdeutsche Bistümer
Beitrag in: Herder Korrespondenz, Heft 8, 2023
- 31 **„Mach den Raum deines Zeltes weit“ (Jes 54, 2)**
Predigt bei der Bistumswallfahrt am 3. September 2023
- 39 **Mit dem Evangelium unterwegs**
Predigt beim Pastoraltag am 11. Oktober 2023
- 45 **Status quo genügt nicht**
Interview zum aktuellen Stand der Ökumene
mit Dr. Karin Wollschläger am 31. Oktober 2023
- 55 **Herausforderungen für eine Demokratie**
Impuls bei einem Gespräch mit Politikern
am 21. November 2023
- 59 **„20 Jahre Institut für Katholische Theologie
und ihre Didaktik“**
Grußwort am 22. November 2023 in Halle/Saale
- 63 **Ein Königtum gegen den Trend**
Predigt zu Christkönig am 26. November 2023
- 69 **Friedensstifter werden**
Predigt zur Christnacht 2023
- 75 **Menschwerdung**
Predigt zum Pontifikalamt am 1. Weihnachtsfeiertag 2023
- 81 **Gemeinsam und weltoffen**
Neujahrsansprache 2024 von Bischof Dr. Gerhard Feige

- 85 **Einheit in Vielfalt**
Predigt zu Epiphanie 2024
- 91 **Eintreten für die Demokratie**
Gemeinsames Wort der nord-ostdeutschen Bischöfe vom 19. Januar 2024
- 95 **Von und mit jungen Menschen lernen**
Ansprache beim Neujahrsempfang am 27. Januar 2024 für in der Jugendarbeit Engagierte
- 101 **„Dem Rechtsruck widersetzen. Solidarisch. Vielfältig. Demokratisch“**
Statement bei der Demonstration des Bündnisses für Demokratie in Magdeburg am 17. Februar 2024
- 105 **Erfüllte Zeit**
Fastenhirtenbrief 2024
- 111 **Völkischer Nationalismus und Christentum sind unvereinbar**
Erklärung der deutschen Bischöfe vom 22. Februar 2024
- 117 **Mehr Sichtbarkeit in der Einheit und mehr Versöhnung in der Verschiedenheit**
Zu den Chancen einer prozessorientierten Ökumene
Statement bei der Pressekonferenz am 14. März 2024
- 123 **95. Geburtstag von Bischof emeritus Leo Nowak**
Fest-Ansprache am 17. März 2024
- 131 **Vom Bösen herausgefordert**
Predigt zur Ölweihmesse beim Dies sacerdotalis 2024
- 137 **Weltfremde Innerlichkeit oder gesellschaftsgestaltende Kraft?**
Der christliche Glaube und seine Herausforderungen
Predigt zum Ostersonntag 2024
- 145 **Sich faszinieren und inspirieren lassen**
Impuls auf der Landesgartenschau in Bad Dürrenberg am 21. April 2024
- 149 **Die Ökumene lebt**
unter der Rubrik „Fremde Federn“ in: FAZ, 7. Mai 2024



Quelle: Canva

Wer ist Gott?

Predigt bei der Jahrestagung des Cusanuswerks
am 4. Juni 2023 in Venlo

(Ex 34,4b.5-6.8-9 / 2 Kor 13,11-13 / Mk 3,1-6)

„An was für einen Gott glauben Sie eigentlich?“ So bin ich einmal gleich am Anfang einer Gesprächsrunde mit emeritierten Professoren aus Bereichen der Naturwissenschaften, der Technik und der Medizin gefragt worden. Da musste ich existentiell „Farbe bekennen“ und konnte nicht nur Allgemeinplätze von mir geben. Und Sie, was würden Sie darauf antworten? An was für einen Gott glauben Sie eigentlich?

Ich finde es jedenfalls gar nicht so einfach, in verständliche Worte zu fassen, an was für einen Gott wir Christen und Christinnen glauben und was das ganz persönlich bedeutet. Wer ist Gott? Das ist auch die Frage, die hinter dem heutigen Dreifaltigkeitsfest steht. Und die formale

Antwort lautet: Es ist der eine Gott und der eine Herr, nicht in der Einzigkeit einer Person, sondern in den drei Personen des einen göttlichen Wesens.

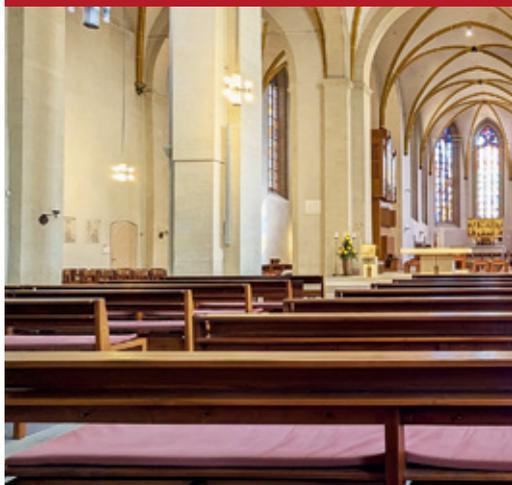
Was hier zum Ausdruck kommt, ist das konziliare Ergebnis eines intensiven Ringens der frühen Kirche in den ersten Jahrhunderten. Es ist der Versuch, begreiflich zu machen, wie die Rede von dem einen Gott des Alten Testaments mit Jesus Christus als dessen Sohn und dem Heiligen Geist zusammengedacht werden kann, wie das zu verstehen ist, was Paulus – wir haben es vorhin gehört (2 Kor 13,13) – so formuliert: „Die Gnade des Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen!“

Wer ist Gott? Fragt überhaupt jemand noch so? Im Osten Deutschlands jedenfalls – wo ich lebe – gelten inzwischen mehr als 80 % als konfessions- bzw. religionsfrei. Manche sprechen von einer „forcierten Säkularität“ oder von „ererbter Gottlosigkeit“ und halten die meisten ehemaligen DDR-Bürger für „religionsresistent“ oder „gottlos glücklich“.

Haben die Ost-Deutschen Gott vergessen?

Während – so habe ich es einmal gehört – Gott im Westen vielfach aus dem Herzen geschwunden sei, sei er im Osten auch aus dem Kopf entwichen. Viele wissen schon mit dem Begriff „Gott“ nichts mehr anzufangen. Die meisten hätten Gott nicht nur vergessen, sondern auch vergessen, dass sie ihn vergessen haben. Eine These besagt sogar, dass man im Osten stolz darauf sei, damit „rationaler“ und „fortschrittlicher“ als die Westdeutschen zu sein, und dass man sich dieses Charakteristikum der eigenen Identität nicht auch noch rauben lasse. Viele gestalten ihr Leben pragmatisch und sehen sich darin durch ein vorwiegend wissenschaftsgläubiges Weltbild bestätigt. Ethik scheint auch ohne Religion möglich zu sein; ein genereller Werteverfall ist nicht auszumachen.

Zweifellos wird die Frage nach Gott allzu oft vom Lärm des Alltags über-tönt und von den zunehmenden Aufgaben verdrängt, ist es leicht, ihr



*Innehalten zum Gebet in der Kathedrale
Sankt Sebastian in Magdeburg*

aus dem Weg zu gehen. Auch unter uns Christen kann es sein, dass der Glaube an Gott gewissermaßen verdunstet, oder dass wir Gott – bewusst oder unbewusst – mit etwas verwechseln, was eher eine Karikatur von ihm ist: „als alten bärtigen Mann“, der irgendwo über den Wolken thront, als Vertragspartner, mit dem man Tauschgeschäfte machen kann, als eine Art „himmlischer Polizist“ und „Kinderschreck“, eine moralische Überwachungsinstanz, die alles sieht und alles weiß, oder als kleinlichen Spaßverderber. Manche meinen auch, wenn sich unüberwindbare Grenzen auftun, ihn als „Lückenbüßer“ gebrauchen zu können. Solche Vorstellungen von Gott können aber den Erfahrungen des heutigen Lebens nicht standhalten. Da ist es kein Wunder, wenn Menschen sich von ihm abwenden.



Rechte: Bistum Magdeburg

Gott ist ein Geheimnis

„Vielleicht“ – so hat es jemand einmal formuliert (E. Johnson) – „tut uns der Atheismus [da] sogar einen Gefallen, indem der den Glauben anstachelt, seine Gottesvorstellungen zu reinigen, die Vorstellungen nämlich, die ... so fehlerhaft sind, dass sie schon fast götzendienerisch anmuten.“ Ja, das Wort „Gott“ ist – wie Martin Buber einmal schreibt – „das beladenste aller Menschenworte. Keines ist so besudelt, so zerfetzt worden ... Die Geschlechter der Menschen haben die Last ihres geängstigten Lebens auf dieses Wort gewälzt und es zu Boden gedrückt; es liegt im Staub und trägt ihrer aller Last ... Wie gut lässt es sich verstehen, dass manche vorschlagen, eine Zeit über ‚die letzten Dinge‘ zu schweigen, damit die missbrauchten Worte erlöst werden! Aber“ – Martin Buber weiter – „so sind sie nicht zu

erlösen. Wir können das Wort ‚Gott‘ nicht reinwaschen, und wir können es nicht ganzmachen; aber wir können es, befleckt und zerfetzt wie es ist, vom Boden erheben und aufrichten über einer Stunde großer Sorge“¹.

Als Christinnen und Christen sind wir davon überzeugt, dass Gott letztlich ein Geheimnis ist und bleibt, dass er sich aber auch als erfahrbar erweist und wenigstens andeutungsweise beschrieben werden kann. „Doch der Glaubende muss diesen Zugang erst entdecken.“ (Knut Backhaus). Eine Möglichkeit dazu wäre, sich auf das einzulassen, was uns die biblische Überlieferung zumutet.

Und da heißt es heute in der alttestamentlichen Lesung aus dem Buch Exodus (34,6): „Der HERR ist der HERR, ein barmherziger und gnädiger Gott, langmütig und reich an Huld und Treue“. Als einen solchen Gott haben die Israeliten ihn auf ihrem Auszug aus Ägypten und der wechselvollen Geschichte danach erfahren. Gott – davon berichten die Erzählungen – steht an der Seite der Menschen, geht den Weg mit ihnen und hilft, wo sie in Not geraten.

Dank- und Klagepsalmen bringen das immer wieder zum Ausdruck. „Wer ist wie der HERR, unser Gott, der wohnt in der Höhe, der hinabschaut in die Tiefe, auf Himmel und

¹ Martin Buber, *Begegnung*, 43.

Erde?“ So wird z. B. im Psalm 113 (5-9) gefragt, um sofort darauf zu antworten: „Den Geringen richtet er auf aus dem Staub, aus dem Schmutz erhebt er den Armen, um ihn wohnen zu lassen bei den Fürsten, bei den Fürsten seines Volks. Die Kinderlose lässt er wohnen im Haus als frohe Mutter von Kindern.“

Er ist tatsächlich „ein Gott des Mitleids“

Und Paulus spricht heute im 2. Brief an die Gemeinde in Korinth (13,11) vom „Gott der Liebe und des Friedens“. Über einen solchen Gott lässt dagegen Friedrich Nietzsche in seinem Werk „Also sprach Zarathustra“ den Teufel spottend sagen: „Auch Gott hat seine Hölle: das ist seine Liebe zu den Menschen. [...] Gott ist tot; an seinem Mitleid mit den Menschen ist Gott gestorben.“² Was Nietzsche damit als Schwäche auslegt, ist die eigentliche Geschichte Gottes mit den Menschen. Er ist tatsächlich „ein Gott des Mitleids“. Zweifellos haftet diesem Begriff etwas Negatives an: die Idee von Helfen als eine Bewegung von oben herab. Hilfe erfolgt weithin von denen, die es besser zu wissen meinen, zu den anderen, die man „als weniger entwickelt“ versteht. Mitleid als Gefühl der Überlegenheit aber hat in der Menschheitsgeschichte großen Schaden angerichtet.

In seinem Mitleid erhebt Gott sich jedoch nicht über den Menschen und urteilt nicht aus der Perspektive des Stärkeren. Nein, Gott lässt sich vielmehr mit hineinziehen in das menschliche Schicksal und bringt sich dabei ganz ein. Es ist ein solidarisches Miteinander.

Viele Menschen – wie auch Elisabeth von Thüringen oder Franz von Assisi – hat das so ergriffen, dass sie selbst es als Ausdruck eines wirklichen Mitleidens anschaulich gemacht haben. Sie handelten in dem Bewusstsein, dass Gott sich für die Menschheit einsetzt und seine Botschaft in besonderer Weise denen gilt, die an den Rändern der Gesellschaft leben, ausgeschlossen von der Möglichkeit wirklicher Teilhabe. Davon gibt es viele, verwundet an Leib und Seele, durch Krankheiten und andere Nöte, durch Brüche in ihrer Biografie und ihren Beziehungen, durch Ungerechtigkeit und Lieblosigkeit, durch Hass und Hetze. Überall gibt es Menschen, die nicht nur dahinvegetieren wollen, sondern sich danach sehnen, mehr Sinn zu erfahren und erfüllter zu leben.

Einsatz für die Schwächsten der Gesellschaft

Ihnen sollten wir so begegnen, dass sie durch uns mit dem Geheimnis Gottes in Berührung kommen können. Und nicht nur das! Umgekehrt können diese Menschen auch für uns selbst zu Anknüpfungspunkten und Offenbarungsmöglichkeiten Gottes

² Friedrich Nietzsche, *Also sprach Zarathustra I-IV*, Kritische Studienausgabe, Hg. von G. Colli u. M. Montinari, München 142014, II: Von den Mitleidigen, 115.

werden. Sein Geist weht ja, wo er will. „Während“ – so formuliert es Thomas Halik einmal – „die uns bekannte Gestalt des Christentums ... erlischt, kommt vielleicht Jesus in der Gestalt eines Fremden, unbekanntem Wanderers, in der Gestalt von denen, die Wunden tragen.“ Hat dieser Jesus nicht auch einmal gesagt (Mt 25,40): „Was ihr für einen meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.“?

Und noch etwas: Die heutige Wundererzählung aus dem Markusevangelium (3,1-6) macht auch die politische Dimension eines solchen Einsatzes anschaulich. Die individuelle Hilfe, die Heilung der verdorrten Hand, wird in einen größeren Kontext gestellt: Ein Gesetz, das nicht dem Menschen dient, dessen Einhaltung nicht das Leben aller als lebenswürdig fördert, hat seine Sinnhaftigkeit verloren. Gleiches gilt auch für alle gesellschaftlichen Entwicklungen.

Liebe Schwestern und Brüder, an was für einen Gott glauben Sie eigentlich? Der Prophet Elija – so wird im 1. Buch der Könige (19,11-13)

erzählt – hat Gott nicht, wie vielleicht zu erwarten, im Sturm, im Erdbeben oder im Feuer erfahren, sondern in einem sanften, leisen Säuseln. Seien wir aufmerksam, ob Gott nicht auch heutzutage ähnlich überraschend auf ungewohnte oder sogar provokante Weise als Gast in unser Leben treten will. Lassen wir uns darauf ein, ihm auch in denen begegnen zu können, unter denen wir ihn zunächst vielleicht überhaupt nicht vermuten.

Wir werden uns dabei sehr wahrscheinlich nicht nur als Angefragte und Lernende erfahren, sondern vor allem auch als reich Beschenkte. Lassen wir uns immer wieder anrühren, wirklich anrühren, mit Zorn und Trauer erfüllen, wie es von Jesus gesagt wird, wenn das Leben auf dem Spiel steht.

Gott engagiert sich für uns Menschen. Setzen auch wir uns mit unseren Fähigkeiten und Begabungen für andere ein. Schließlich könnte dabei auch wahr werden, was vielerorts am Gründonnerstag gesungen wird: „Wo Liebe ist und Güte, da wohnt Gott.“

*Wo Liebe ist und Güte,
da wohnt Gott.*



Quelle: Canva

Toleranz

Predigt zu „75 Jahre Katholische Studentengemeinde Halle“
am 11. Juni 2023

(1 Petr 4,12-19 / Mt 10,34-39)

In seinem bekanntesten Werk Utopia schreibt Thomas Morus von einem Ort mit dem Namen Utopia. Nichtort oder Nirgendwo – so lässt sich das altgriechische Wort übersetzen. Neben anderen Werten ist es an diesem Ort vor allem auch die Toleranz der Menschen, die die Grundlage für ein gelingendes gesellschaftliches Zusammenleben bildet.

Ein solcher Ort, an dem man den Überzeugungen anderer mit Toleranz begegnete, war für Morus offensichtlich ein Utopia, eine Nicht-Örtlichkeit, ein Ort, den es nicht gibt. Eine ernüchternde Perspektive, wenn man bedenkt, dass Toleranz in der Tat eine der grundlegendsten Voraussetzungen für ein ausgeglichenes Miteinander unter den Menschen zählt.

Und in unserer gegenwärtigen Zeit, wie halten wir es da mit der Toleranz anderen gegenüber – gegenüber Meinungen, die sich von unseren unterscheiden, und Lebensentwürfen, die von dem abweichen, was wir als „normal“ bezeichnen wollen? Schon seit längerem ist zu beobachten, dass sich Meinungen in einer solchen Weise gegenüberstehen, die jede Form des Dialoges unmöglich macht. Das nehmen wir sowohl gesellschaftlich als auch innerkirchlich wahr.

Wie ein Brennglas hat die Zeit der Pandemie unversöhnliche Fronten überdeutlich hervortreten lassen. Gleiches begegnet bei jeder neuen Fluchtbewegung; findet sich auch mit Blick auf die Sorge um die Entwicklung unserer Erde angesichts der Klimaveränderungen; verdeutlicht das Ringen auf dem Synodalen Weg und die teils unüberwindbare Spannung zwischen den einen, die nach neuen Wegen suchen, und den anderen, die vertraute Pfade nicht verlassen wollen.

Festhalten an Überzeugungen

Thomas Morus selbst war vor allem für seine Standhaftigkeit bekannt. Für seine Überzeugungen hat er buchstäblich den Kopf hingehalten. Diese Charaktereigenschaft Ihres Patrons heben Sie, liebe Mitglieder der KSG, auf Ihrer Homepage hervor: „Nie hätte ich daran gedacht einer Sache zuzustimmen“, so ein Zitat von Thomas Morus, „die gegen mein Gewissen wäre.“ Dazu passen die heutigen Lesungstexte, die liturgisch am Gedenktag an Thomas Morus vorgesehen sind. Sie sprechen von eben diesem Festhalten an der eigenen Überzeugung. In einer Zeit großer Bedrängnis schwört der erste Petrusbrief die Gemeinschaft der Glaubenden auf ihre Standhaftigkeit ein.

Wer sich in der Zeit des frühen Christentums auf diesen neuen Weg eingelassen hat und an dem Bekenntnis zu Christus festhielt, war in vielen

Situationen der Bedrängnis ausgesetzt. Dieser neue Weg rüttelte an den bekannten und vertrauten Strukturen. Bis hinein in die engsten Verbindungen – die Familie und die Hausgemeinschaft – reichten die Irritationen. Überall galt es auszuhalten, dass dieser Weg, der von anderen Wegen abwich, auf Widerstand stieß. Davon gibt der Abschnitt aus dem Matthäusevangelium Zeugnis.

Dabei ist nicht gemeint, dass Jesus gekommen ist, um bewusst Spaltung zu bringen, wohl aber, dass seine Botschaft nicht nur wohlwollend aufgenommen wird, sondern die Geister scheidet und Menschen dadurch entzweien kann. Ihm wirklich nachzufolgen, ist nicht unriskant.

Was bedeutet Toleranz?

Wie aber lässt sich das zusammenhalten: Standhaftigkeit und ein tolerantes Miteinander? Wie gehen wir in unserem persönlichen Leben, aber auch in gesellschaftlichen und politischen Zusammenhängen damit um, wenn Menschen oder Gruppierungen eine Auffassung vertreten, die uns fremd erscheint? Was bedeutet dann Toleranz?

Im öffentlichen Bewusstsein ist Toleranz fast zu einer Weise geworden, alles gleich gültig sein zu lassen, um niemandem weh zu tun. Auch die Kirche ist – aus Angst vor Vereinnahmung anders Denkender – in der Gefahr, den Toleranzbegriff unkritisch zu übernehmen. Wir

Wir helfen keinem weiter, wenn wir uns verleugnen.

haben als Kirche – so hat Kardinal Lehmann einmal gesagt – ein geradezu „pervertiertes Verständnis von Toleranz“. Wir haben uns in den letzten Jahrzehnten in die Defensive drängen und uns die Themen vorgeben lassen, zu denen wir Stellung beziehen sollen.

Doch schauen wir einmal genauer auf den Begriff. Toleranz heißt ja nicht, wie weithin angenommen wird: Mir ist alles egal, jedes Verhalten ist recht. Vielmehr bedeutet das lateinische Wort *tolerare* tragen, ertragen, aushalten.

Das Anderssein ertragen

Und was soll man ertragen und aushalten? Das Anderssein des anderen, auch wenn es schmerzt. Zur Toleranz fähig kann eigentlich nur ein starker Mensch sein, der einen Standpunkt hat und sich nicht von jedem Windhauch umwehen lässt. Wer in seinem eigenen Glauben verankert ist, hat auch die innere Offenheit, die Auffassungen anderer zu respektieren, ohne sich selbst davon erschüttern zu lassen. Die christliche

Gottesvorstellung und Weltdeutung als richtig anzusehen und zu lieben, muss nicht bedeuten, andere Wege zu verachten und zu hassen.

Trotz des Respekts gegenüber der Freiheit und Eigenständigkeit des anderen muss ich aber dann andererseits nicht die Wahrheit verschweigen oder aufgeben, die ich für mein Leben erkannt habe. Und das umso mehr, wenn ich davon überzeugt bin, dass diese Wahrheit auch anderen guttun könnte, dass wir als Christen da sogar auch eine Verantwortung für die Gesellschaft haben.

Wir helfen keinem weiter, wenn wir uns verleugnen und unser Profil vom Gegenwind abschleifen lassen. Auch eine pluralistische Gesellschaft braucht markante und verantwortungsbewusste Gruppen, um nicht auseinanderzubrechen oder im Chaos zu enden. Demokratie funktioniert nur richtig, wenn auch wir uns kritisch zu Wort melden. Das unterstreicht auch Hartmut Rosa in seinem Buch mit dem Titel: „Demokratie braucht Religion“. Interessanterweise hat Gregor Gysi dazu ein Vorwort

*Manches kann man gelassen
und tapfer ertragen, anderes
aber sollte man sachlich
richtigstellen oder entschieden
zurückweisen.*



and
relate to this.
Tolerance:
respecting t
different rac

geschrieben. Manchmal sagen es einem sogar Leute, von denen man es gar nicht erwartet. Jesus spricht vom Sauerteig, vom Licht der Welt, vom Salz der Erde und von der Stadt auf dem Berge.

Toleranz hat Grenzen

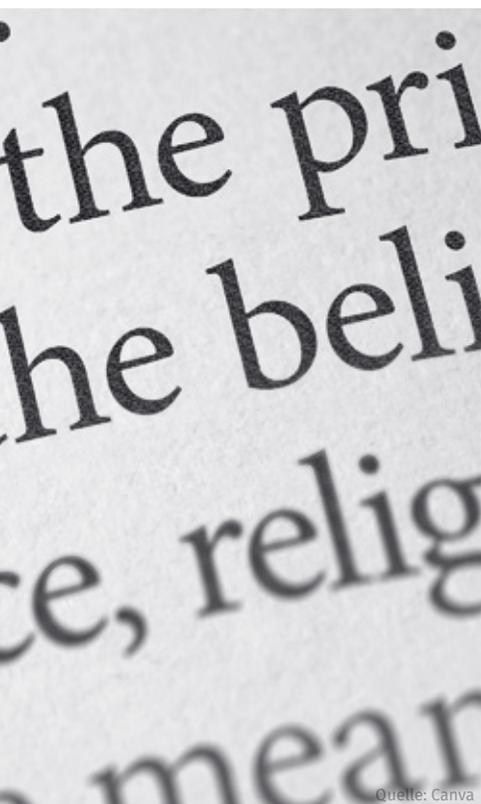
Toleranz hat aber auch ihre Grenzen, und guter Wille allein reicht nicht aus. Angesichts der in letzter Zeit zugenommenen Polarisierungen und Verwerfungen gilt es gut zu unterscheiden, was noch hinnehmbar ist

und was nicht, wo es um die Würde des Menschen und das Gemeinwohl geht, wo Verschwörungserzählungen die Runde machen oder Hass und Hetze an den Grundfesten des Zusammenlebens rütteln und das Miteinander vergiften.

Manches kann man gelassen und tapfer ertragen, anderes aber sollte man sachlich richtigstellen oder entschieden zurückweisen. Dabei wäre es kontraproduktiv zu versuchen, Primitives mit Primitivem zu vergelten oder andere darin sogar noch zu übertrumpfen. Sind jedoch Schwächere in Gefahr, ist gegebenenfalls auch gewaltloser Widerstand zu leisten. Mitmenschlichkeit muss zumeist durch Anfechtung und Bedrohung hindurch immer wieder geduldig errungen, mutig geschützt und fantasievoll gelebt werden.

Mit viel Geduld und großer Barmherzigkeit

Der heilige Thomas Morus kann uns da nach wie vor wegweisend sein, wenn es darum geht: kritisch mitzudenken, verantwortlich zu handeln, auf das Gewissen zu hören, Visionen zu trauen und den Humor nicht zu verlieren. Bleiben wir in diesem Sinne unserer Berufung treu: in einem eindeutigen und klaren Bekenntnis zu Jesus Christus und seiner Nachfolge, aber auch in einer Weite des Geistes gegenüber anderen Sinndeutungen und Lebensweisen, mit viel Geduld und einer großen Barmherzigkeit.



Quelle: Canva



Quelle: BillionPhotos.com – stockadobe.com

Am 18. Juni 2023
in der Moritzkirche
zu Halle

Es gibt viel zu tun!

Predigt beim Fernsehgottesdienst
mit den Pueri cantores der Region Ost

(Mt 9,36-10,8)

Liebe Sängerinnen und Sänger, liebe Musizierende, liebe Schwestern und Brüder, es gibt viel zu tun! So könnte man das umschreiben, was eben zu hören war. Viele Menschen, denen Jesus begegnet, haben Sorgen und Nöte, sind müde und erschöpft, furchtsam und ängstlich, „wie Schafe“ – so heißt es im heutigen Evangelium – „die keinen Hirten haben“. Es fehlt ihnen etwas, das Hoffnung gibt.

Und heutzutage? Ergeht es uns nicht ähnlich? Erfahren wir so etwas nicht auch unter uns und in unserer Umgebung? Bei Eltern und Geschwistern oder Freundinnen und Freunden, in der Schule oder in der Freizeit, in kirchlichen Kreisen oder anderen gesellschaftlichen Gruppierungen? Auch da gibt es manches, was beunruhigt und traurig macht.

Dazu gehören auch ganz große Themen. Eines davon ist das Klima auf unserer Erde, das sich dramatisch verändert. Die Folgen sind schon jetzt unübersehbar und werden noch krasser werden. Zudem tobt nicht weit weg von uns – in der Ukraine – ein furchtbarer Krieg.

Vielen von uns sind schon Menschen begegnet, die aus diesem Grund oder anderen lebensunwürdigen Verhältnissen aus ihrer Heimat geflohen sind und nun in Deutschland versuchen, ein neues Leben anzufangen. Und die Zahl derer, die arm und bedürftig sind, wird – wie wir vor allem in unseren Städten sehen – immer größer.

Es gibt wirklich viel zu tun! Deshalb bräuchte es noch mehr Menschen, die sich wie die Jünger Jesu bewegen

lassen, fantasievoll und tatkräftig darauf zu reagieren. Diese zwölf engsten Freunde Jesu sollten in seinem Auftrag den anderen verkünden, dass das Himmelreich nahe ist, ihnen Mut machen und sich selbst auch dafür einsetzen, dass deren Leben lebenswerter wird. Die Botschaft war: Gott ist an eurer Seite, er begleitet euch und lässt euch nicht im Stich.

Enger Bund mit Gott

Diese Erfahrung hatten schon die Israeliten in Ägypten und auf ihrer Wanderung durch die Wüste gemacht, wobei sie zeitweise darüber aber auch unsicher waren und daran gezweifelt haben. Diese Spannung müssen auch wir wohl immer wieder aushalten.

Gerade dann aber, wenn wir uns einsam und verlassen fühlen, könnte uns die Verheißung aufrichten und zuversichtlicher machen, dass Gott tatsächlich ein Gott des Friedens und der Liebe ist, der mit uns Menschen einen engen Bund geschlossen hat, den er nicht aufkündigen wird.

Jesus sieht die Stärke

Die zwölf Apostel, die Jesus mit dieser Botschaft ausgesandt hat, waren Menschen wie du und ich. Sie hatten auch ihre schwachen Seiten. Zöllner waren nicht gut angesehen, Judas Iskariot wurde sogar zum Verräter, und selbst Petrus verleugnete Jesus mehrmals. Jesus aber hat vor allem

ihre Stärken gesehen und auf ihre Bereitschaft gesetzt, ihm nachzufolgen und an seiner Sendung mitzuwirken. Weil sie selbst von ihm begeistert waren und die Nähe Gottes in ihrem Leben gespürt haben, drängte es sie auch, anderen davon zu erzählen.

Auch heute sucht und sendet Jesus Menschen, die seine Botschaft weitertragen, in Wort und Tat, mit Leib und Seele. Meistens heißen sie nicht unbedingt so wie die Apostel, sondern wie Ihr, vielleicht Sophia und Elisabeth oder Noah und Ludwig. Jede und jeder von uns könnte dazu berufen und gesandt werden. Gemeinsam sind wir seine Kirche, mit unterschiedlichen Gaben und Fähigkeiten.

Die Botschaft in die Welt bringen

Dafür gibt es auch schon in der Vergangenheit viele Beispiele. Eines davon ist der römische Hauptmann Mauritius, von dem diese Kirche hier ihren Namen hat. Er hatte einen Sinn für Gerechtigkeit und ließ deshalb nicht zu, dass Menschen getötet wurden. Auf diese Weise konnte er Gottes Liebe zu den Menschen und seine Forderung nach Frieden für alle sichtbar machen.

Ihr, liebe Sängerinnen und Sänger, liebe Musizierende, bringt hingegen ganz anders die Botschaft Gottes in die Welt. Mit eurer Musik erfüllt ihr aber auch den Auftrag, den Jesus den Aposteln gegeben hat (Mt 10,7):

„Geht und verkündet, das Himmelreich ist nahe!“ Und dabei kommt es auch auf jeden Einzelnen und jede Einzelne von euch an.

Jede Stimme und jedes Instrument ist ein Teil des Ganzen und kann mit dazu beitragen, Gott noch klangvoller und ausdrucksstärker zu loben und die Menschen in einer Tiefe anzurühren, die sich dem rationalen Verständnis entzieht. Musik eröffnet ja Welten, die unseren Horizont überschreiten und zu Staunen und Dankbarkeit führen. In diesem Sinn hat Augustinus auch einmal gesagt: „Erklären können wir’s nicht, verschweigen können wir’s nicht, also singen wir.“

Und in einem alten Hymnus heißt es: „Wenn wir singen, vertreiben wir die Nacht.“ In der Tat! Die Musik und die Begeisterung dafür können manchmal Wunder bewirken: Licht ins Dunkel bringen, Trauer und Angst überwinden, der Versöhnung und dem Frieden einen Weg bahnen und Hoffnung und Zuversicht wecken.

Es gibt viel zu tun! Ich bin froh und dankbar, dass ihr – liebe Musiker und Musikerinnen – euch so engagiert und damit der Welt ein menschenfreundliches Gesicht zeigt. Lassen wir uns alle immer wieder auf das Geheimnis und die Kraft der Musik ein, die Menschen verbindet und Grenzen überschreitet.

Jede Stimme und jedes Instrument ist ein Teil des Ganzen und kann mit dazu beitragen, Gott noch klangvoller und ausdrucksstärker zu loben.



Quelle: Canva

Nicht nur überleben

Finanzausgleich für ostdeutsche Bistümer

Beitrag in: Herder Korrespondenz, Heft 8, 2023, S. 20–22

Der Verband der Diözesen Deutschlands hat entschieden, wie es mit dem Strukturbeitrag für die finanzschwächeren Bistümer weitergeht. Das muss noch ratifiziert werden. Gerade Diözesen wie das ostdeutsche Magdeburg sind auf diese Unterstützung durch die anderen Bistümer angewiesen.

Schaut man sich weltweit um, ist es überraschend, wie unterschiedlich Bistümer sein können: klein oder groß, traditionsreich oder blutjung, bevölkerungsdicht oder territorial weit, finanzstark oder hilfsbedürftig, von der Auferstehung Jesu Christi beflügelt oder mehr von dessen Kreuzesnachfolge geprägt.

Ob nun das Katharinen-Kloster auf dem Sinai mit 35 Mönchen, ein deutsches Erzbistum mit einem Gesamtvermögen von über sieben Milliarden Euro, eine italienische Kleinstadt auf dem Berge, das katholische Bistum in Ostsibirien mit fast 10 Millionen Quadratkilometern, etwa 52.600

Katholiken sowie acht Diözesan- und 32 Ordenspriestern oder wir in Magdeburg: Das alles sind Bistümer. Eine äußerlich erkennbare Norm scheint es nicht zu geben.

Und doch dürfte eines klar sein: Entscheidend ist nicht ein totes Territorium, sondern das lebendige Gottesvolk, das als Kirche in Erscheinung tritt. Bistümer entstehen oftmals dann, wenn das Evangelium Jesu Christi in einer Region tatsächlich angekommen und geerdet ist, wenn eine Ortskirche meint, ihren Weg eigenständig weitergehen zu können, und den Mut besitzt, dies zu riskieren.

Das gilt bisher auch für das Bistum Magdeburg. Es sieht seine besondere Sendung darin, als „schöpferische Minderheit“ das Evangelium in katholischer Auslegung in einer weithin konfessions- und religionsfreien Umgebung auf Mitteldeutsch zu buchstabieren und zu leben, in ökumenischer Verbundenheit und in Kooperation mit Partnern und Partnerinnen vor Ort.

Erzbistum Magdeburg seit dem 10. Jahrhundert

Unser Bistum befindet sich auf dem Gebiet der ehemaligen DDR und knüpft an eine lange und wechselvolle Geschichte an. Seitdem infolge der Reformation das 968 gegründete Erzbistum Magdeburg im 16. Jahrhundert untergegangen war, verschwanden die katholischen Christen und Christinnen nicht völlig, ihre Ortskirche wurde aber weitgehend zu einer Kirche von Zugezogenen, Vertriebenen und Flüchtlingen. Dabei spielte auch die wirtschaftliche Entwicklung eine wesentliche Rolle. Entstanden neue Industriezweige oder gewann die Landwirtschaft an Bedeutung, kamen mit den Arbeitskräften aus ärmeren Gegenden auch viele Katholiken in unser Gebiet.

Teil des Erzbistums Paderborn

Von 1821 bis 1994 gehörte unser Territorium zum Bistum beziehungsweise Erzbistum Paderborn; nach dem Mauerbau 1961 wurden wir immer eigenständiger, blieben aber

auf westdeutsche Hilfe angewiesen. So finanzierte beispielsweise das Bonifatiuswerk alle Dienstfahrzeuge, um jüngere wie ältere Gläubige zusammenzubringen oder aufzusuchen. Nur dadurch war es überhaupt möglich, ohne Wartezeiten von bis zu über zehn Jahren an Autos und Kleinbusse zu kommen.

Mithilfe der D-Mark konnten in der Endphase der DDR sogar einige neue Kirchen gebaut werden. Der wirtschaftliche Niedergang hatte es möglich gemacht, dass Staat und Partei entgegen der bisherigen Ideologie gewissermaßen käuflich geworden waren. Aber auch in anderen Bereichen wurden wir besonders von Paderborn vielfältig unterstützt.

Nach der friedlichen Revolution und der gesellschaftlichen Wende von 1989 sowie der Wiedervereinigung Deutschlands 1990 standen wir, was die Rolle der Kirche betrifft, einer grundsätzlich veränderten Situation gegenüber. Neue Herausforderungen, Möglichkeiten und Probleme taten sich auf.

1994 neu gegründetes Bistum Magdeburg

Waren wir zu DDR-Zeiten als Kirche ins Abseits gedrängt worden und hatten wir wie in einer Nische oder Parallelgesellschaft gelebt, wurden wir auf einmal wieder zu einer öffentlich bedeutsamen Größe. Viele Christinnen und Christen übernahmen politische und gesellschaftliche

Ämter und gestalteten den Demokratisierungsprozess konstruktiv mit. Andererseits galt es, innerkirchlich vor Ort und auf bundesdeutscher Ebene vieles neu zu bedenken und zu ordnen. Dazu gehörte, dass Magdeburg 1994 ein eigenständiges Bistum und mit den Bistümern Fulda und Erfurt dem Erzbistum Paderborn als Suffragan zugeordnet wurde.

Äußerlich betrachtet war es im Laufe weniger Jahre in unserer Region dank der finanziellen Unterstützung durch die Deutsche Bischofskonferenz (DBK) möglich, Kirchen sowie Pfarr- und Gemeindehäuser umfassend zu sanieren und zu modernisieren. Neue seelsorgliche Aufgaben kamen hinzu, etwa bei der Bundeswehr, der Polizei, in Justizvollzugsanstalten oder Krankenhäusern. Einige soziale Einrichtungen wurden von der Caritas auf Bitten von Kommunen oder Vereinen zusätzlich zu den schon vorhandenen übernommen.

Kitas, Schulen, Krankenhäuser

Außerdem richtete mein Vorgänger – Bischof Leo Nowak – bald drei katholische Gymnasien ein. Später folgten vier Grundschulen und eine Sekundarschule. Alle gehören zu einer Schulstiftung, die heute der größte freie Schulträger allgemeinbildender Schulen im Land Sachsen-Anhalt ist. Wir verfügen auch über zahlreiche karitativsoziale Einrichtungen wie Kindertagesstätten, Sozialstationen, Behinderten- und

Altenpflegeheime, Krankenhäuser und Jugendclubs. Dazu gehören einige tausend Mitarbeitende. Außerdem versuchen wir durch vielfältige Bildungs- und Öffentlichkeitsarbeit sowie geistliche Impulse christliche Vorstellungen und Werte ins gesellschaftliche Gespräch einzubringen.

Insgesamt umfasst unser Bistum ein Territorium von 23.000 Quadratkilometern. Fast ganz Sachsen-Anhalt gehört dazu; außerdem erstreckt es sich bis hinein nach Sachsen und Brandenburg. Das bedeutet, auch im Kontakt mit drei Landesregierungen zu stehen. In Deutschland sind wir flächenmäßig das viertgrößte der 27 Bistümer.

Immer weniger Christen

Die Zahl der Katholiken beträgt inzwischen aber nur noch etwa 74.000; im Jahr 2005 waren es 97.000. Damit sind wir den Gläubigenzahlen nach das zweitkleinste deutsche Bistum. Zum Erzbistum Köln hingegen gehören etwa 1,8 Millionen Katholiken, und das auf einer Fläche, die nur etwa einem Drittel unseres Bistums entspricht.

Zahl der Katholiken
74.000

Wenige Katholiken sind bei uns also über ein weites Gebiet verteilt. In der Gesellschaft machen wir ungefähr drei Prozent aus; etwa 14 Prozent sind Protestanten und mehr als 80 Prozent gelten als konfessionsbeziehungsweise religionsfrei.

Die demographische Entwicklung Sachsen-Anhalts und der angrenzenden Bundesländer bereitet uns große Probleme. Viele, vor allem junge Leute, sind in andere Gebiete Deutschlands und der Welt ausgewandert. Die Zugezogenen aus der alten Bundesrepublik oder anderen Ländern gleichen diesen Verlust bislang nicht aus. Dadurch werden auch unsere Gemeinden weiterhin kleiner und altern zusehends. Bis 2035 soll Sachsen-Anhalt – wenn nicht andere Entwicklungen eintreten – noch etwa weitere 10 Prozent der Bevölkerung verlieren.

Volkskirche vs. Diaspora

Immer wieder heißt es in den Medien und darüber hinaus pauschal und klischeehaft: die reiche katholische Kirche in Deutschland, die Bistümer und die Bischöfe. Kaum wird beachtet, dass die 27 deutschen Bistümer insgesamt – personell, finanziell, strukturell und kontextuell – sehr ungleich aufgestellt sind. Das gilt vor allem auch zwischen West- und Ostdeutschland, zwischen zum Teil noch volkscirchlich und üppig geprägten Verhältnissen und einer extremen Minderheitensituation mit sehr begrenzten Möglichkeiten.

Leider wird das nach über 30 Jahren deutscher Einheit sowohl innerkatholisch als auch gesamtgesellschaftlich offensichtlich immer noch nicht wahrgenommen. Läge das Bistum Magdeburg an einem anderen Ort auf der Welt, würde man unsere Probleme wahrscheinlich verstehen; da es sich aber in Deutschland befindet, werden wir mit den anderen Bistümern in einen Topf geworfen und über einen Kamm geschoren. Es besteht die Erwartung, dass wir im Osten auch all das vorweisen müssten, was sich potentere Bistümer im Westen leisten können.

Was zum Beispiel die Anzahl und den Einsatz von Mitarbeitenden oder die finanziellen Möglichkeiten betrifft, gibt es gewaltige Unterschiede. Ob – wie bei zahlreichen westdeutschen Bistümern – das Ordinariat oder Generalvikariat hunderte, vereinzelt sogar bis zu 1000 Mitarbeitende hat oder – wie wir in Magdeburg – nur über 68 Voll- und Teilzeitkräfte verfügt, ist nicht unerheblich.

Oftmals muss bei uns jemand mehrere Aufgabenfelder abdecken, weil niemand anderes dafür eingestellt werden kann. In manchen Bereichen – wie etwa bei Organisten und Küstern – läuft fast alles nur ehren- oder nebenamtlich. Wie viel Geld investieren einige Bistümer in ihre Kommunikation, wovon wir noch nicht einmal träumen können. Unsere Pressestelle hat nur zwei Mitarbeitende und ist für alle Kontakte

Ich komme mir vor wie ein Hartz-4-Empfänger im Kaufhaus des Westens.

zu den Medien, sämtliche Erklärungen, Anfragen und „Social Media“-Plattformen sowie für die Rundfunk- und Fernseharbeit zuständig. Bei einem Studientag der Deutschen Bischofskonferenz zum Thema „soziale Medien“ habe ich angesichts dessen, was alles als möglich und notwendig angesehen wurde, gesagt: „Ich komme mir vor wie ein Hartz-4-Empfänger im Kaufhaus des Westens.“

Immer neue Arbeitsfelder

Alle Bistümer müssen zudem in verschiedenen Bereichen dieselben Standards garantieren. Die Herausforderungen nehmen dabei ständig zu. Statt Personal zu verringern, musste und müsste noch neues eingestellt werden. Dazu gehören Beauftragte für Prävention, Intervention, Datenschutz, Arbeitsschutz, Gleichstellung, IT-Koordination. Woher aber soll das angesichts der gesellschaftlichen Situation in Magdeburg kommen, und dann auch noch unter Ostkonditionen? Auch der Synodale Weg formuliert in manchen Handlungstexten weitere

Aufgaben, die von uns eventuell gar nicht umgesetzt werden können, weil sie uns überfordern würden.

Auch unser Vermögen ist im Vergleich zu den meisten anderen deutschen Bistümern nur äußerst gering. Je kleiner aber ein Bistum ist, umso größer sind – besonders dann, wenn nur wenige Gläubige auf einem weiten Territorium verstreut im ländlichen Raum leben – die Pro-Kopf-Ausgaben. Zugleich ist das Pro-Kopf-Einkommen aus Kirchensteuern bei uns wesentlich niedriger als anderswo, ein deutlicher Hinweis auf die mangelnde regionale Wirtschaftskraft im Osten und die soziologische Zusammensetzung unserer Gemeinden.

Unser Bistumshaushalt von etwa 35 Millionen Euro setzt sich aus ungefähr 45 Prozent Kirchensteuern, mehr als 20 Prozent Strukturbeitrag (also Zuschüssen des Verbandes der Diözesen Deutschlands), etwas weniger als 20 Prozent Staatsleistungen und 11 Prozent sonstigen Einnahmen zusammen. Finanziell wären wir ohne Unterstützung durch die

westdeutschen Bistümer und den Erhalt staatlicher Leistungen nur eingeschränkt lebensfähig.

Hilfe durch Strukturbeitrag Ost

Bislang hatten wir für den sogenannten Strukturbeitrag Ost, der als Anschubfinanzierung gedacht war und für den wir außerordentlich dankbar sind, vonseiten des VDD nur eine Zusage bis 2025 vorliegen. Inzwischen hegen wir die Hoffnung, dass es für uns eine weiterführende Lösung geben könnte.

Daher oder dennoch haben wir im vergangenen Herbst einen Haushalts-sicherungsprozess gestartet. Sorgen bereiten uns dabei auch die Überlegungen und Diskussionen über eine mögliche Ablösung der Staatsleistungen. Radikale Finanzverluste würden uns äußerst empfindlich treffen. Sicher bedeutete das nicht unser Ende, aber wie es dann konkret weitergehen könnte, entzieht sich noch meiner Vorstellungskraft.

Auf jeden Fall müssen wir deutliche Einsparungen vornehmen. Trotzdem wollen wir weiterhin – wie wir es einmal formuliert haben – „eine Kirche sein, die sich nicht selbst genügt, sondern allen Menschen Anteil an der Hoffnung gibt, die uns in Jesus Christus geschenkt ist. (...) Deshalb nehmen wir die Herausforderung an, in unserer Diasporasituation eine missionarische Kirche zu sein. Einladend, offen und dialogbereit gehen wir in die Zukunft.“

Angesichts unserer ökonomisch und personell eingeschränkten Verhältnisse sollte eigentlich zu verstehen sein, dass wir nicht – wie verschiedene andere Bistümer – noch zusätzlich zu unseren intensiven Bemühungen, den sexuellen Missbrauch an Minderjährigen aufzuarbeiten und künftig möglichst zu verhindern, ein eigenes juristisches Gutachten oder eine eigene historische Studie in Auftrag gegeben haben. Dazu existiert auch kein Beschluss der Deutschen Bischofskonferenz oder eine irgendwie anderweitig gemeinsam eingegangene Verpflichtung.

Trotzdem erscheinen in manchen Medien Übersichten darüber, in welchen Bistümern derartige Studien oder Gutachten erstellt worden sind oder werden und in welchen nicht. Selbst das Zentralkomitee der deutschen Katholiken stimmt inzwischen in solche Töne mit ein. Gewissermaßen werden wir an den Pranger gestellt und es wird infolgedessen – ohne nur im Geringsten nach den Gründen zu fragen – den angeblich säumigen Bistümern unterstellt, immer noch nicht bereit zu sein, die Aufarbeitung wirklich anzugehen.

Verzerrte Darstellung der Ost-Bistümer

In einem anderen Fall wurden in einer Fernsehsendung die Summen für Anerkennungsleistungen aller Bistümer kartographisch dargestellt und kommentiert, dass die östlichen im Vergleich zu den westlichen Bis-

tümern bisher nur kleine Beträge gezahlt hätten, ohne zu erwähnen, dass diese ja nur äußerst geringe Mitgliederzahlen aufweisen und dementsprechend sich auch weniger Betroffene gemeldet haben. Stattdessen wurde der Eindruck vermittelt, dass die Katholiken und Katholikinnen im Osten das Problem offenbar nicht so ernst nehmen.

Vernichtende Pauschalurteile treffen aber nicht nur die Verantwortungsträger der Bistümer, sondern werten auch die ehrenamtlichen und selbstlosen Bemühungen vieler anderer ab.

Infolge der sich verschärfenden Entwicklungen kam bereits die Vorstellung auf, doch ein „MDR-Bistum“ anzustreben, das heißt, die auf dem Gebiet des Mitteldeutschen Rundfunks gelegenen Bistümer Dresden-Meißen, Erfurt und Magdeburg zu vereinen. Ob das die anstehenden Probleme lösen würde, wage ich zu bezweifeln. Was könnte dadurch eingespart oder verbessert werden? Und zu welchen Ergebnissen würden die dazu notwendigen Verhandlungen zwischen dem Vatikan und den betreffenden Ländern führen?

Paderborn ist weit entfernt

Auch nach der deutschen Wiedervereinigung wären im Westen Deutschlands Veränderungen hinsichtlich mancher Bistümer sinnvoll gewesen. Aber schon damals scheute man sich davor. Und die Variante, wieder

mit Paderborn zusammenzugehen, hat zwar ihren Charme. Doch Paderborn liegt zweiundeinhalb Autostunden von uns entfernt, dazwischen liegt das Bistum Hildesheim, und Magdeburg würde dann vermutlich nur noch so etwas wie eine kirchliche Außenstelle bilden.

Sinnvolle Entscheidung für eigenes Bistum

Die Entscheidung, Magdeburg als eigenes Bistum zu errichten, hat sich bisher in vielem durchaus als sinnvoll erwiesen. Wir sind zusammengewachsen und bilden eine lebendige Ortskirche. Unter veränderten gesellschaftlichen Bedingungen haben wir gelernt, mit Möglichkeiten und Begrenzungen umzugehen, und wir hoffen, mit der Hilfe Gottes und anderer Menschen beziehungsweise Bistümer, auch weiterhin zukunfts-trächtige Lösungen zu finden.

Kirche kann – so unsere Überzeugung – auch unter schwierigsten Bedingungen und mit geringen Mitteln schöpferisch und segensreich wirken. Dennoch wage ich zu hoffen, dass die westdeutschen Bistümer uns darüber hinaus weiterhin so unterstützen, dass katholische Kirche auch in unserer Region nicht nur irgendwie überlebt, sondern auch im gesellschaftlichen Kontext wirksam bleibt.



Quelle: Christian Laas; Rechte: Bistum Magdeburg

„Mach den Raum deines Zelttes weit“ (Jes 54, 2)

Predigt bei der Bistumswallfahrt am 3. September 2023

(Jes 43,18-25 / Mt 11,25-30 in einfacher Sprache)

Kirche – das ist für viele inzwischen ein Schreckgespenst oder Unwort, oftmals sogar überhaupt kein Thema mehr. Eigenverschuldete Missstände, aber auch antichristliche Agitation und Propaganda oder süffisante Berichte, Kommentare und Verfilmungen erwecken den Eindruck, als sei Kirche nichts anderes als eine klerikale Verdummungsanstalt, kriminelle Vereinigung oder mysteriöse Organisation, auf jeden Fall ein moralines Disziplinierungssystem und kurioses Auslaufmodell von vorgestern. Dabei sehen wir Christen uns selbst weder als Geheimbund noch als Sekte oder Elitetruppe, aber auch nicht als profillosen „Allerweltsverein“ oder „Wünsch-dir-

was-Veranstaltung“. Was aber sind wir dann oder sollten wir sein?

Beim diesjährigen Weltjugendtag in Lissabon hat Papst Franziskus darauf zunächst einmal eine programmatische Antwort gegeben, die lautet: Eine Kirche für alle. Und das haben sicher auch die etwa 150 Jugendlichen aus unserem Bistum, die mit Hunderttausenden aus aller Welt angereist waren, bei ihren Begegnungen und den gemeinsamen Gottesdiensten eindrücklich erfahren: eine vielfältige und bunte internationale Gemeinschaft, trotz aller Unterschiede in Lebensauffassungen und Frömmigkeitsformen durch den Glauben verbunden.



Quelle: Christian Laas; Rechte: Bistum Magdeburg

Kirche will bunt sein und alle teilhaben lassen.

Teilhabe für alle

Auch über die Kirche hinaus wäre das wünschens- und erstrebenswert: in einer Welt zu leben, die geschützte Räume und eine offene Gesellschaft für alle bietet, mit echten Chancen und Möglichkeiten, überall teilhaben zu können, aber auch mit einer Solidarität, die niemanden zurücklässt.

Für viele Menschen ist die Wirklichkeit in Kirche und Gesellschaft aber eine andere. Sie erfahren sich als benachteiligt oder sogar ausgeschlossen. Das kann sein, weil sie anderer Herkunft und Sprache oder Hautfarbe und Religion sind. Auch sozial Schwache und Menschen mit Behinderungen oder an Demenz Leidende gehören dazu. Ebenso können die Beziehungen, in denen jemand lebt oder wie man sich geschlechtlich versteht, ein Grund dafür sein, nicht akzeptiert zu werden. Zudem soll es sehr verschiede

ne Milieus geben, deren Ansichten und Verhaltensweisen sich nur teilweise oder gar nicht vermitteln lassen.

Oftmals sind dabei Vorurteile und Ängste bestimmend, die kaum überwunden werden können. Aber auch bauliche Hürden in Kirchenräumen und öffentlichen Gebäuden sowie eine komplizierte Sprache, die nicht jede und jeder versteht, führen zu Ausgrenzungen. Zu wenig von dem, was möglich wäre, wird auch wirklich umgesetzt. Meistens fehlt es an Mitteln und personellen Ressourcen, aber auch an einer flächendeckenden Bereitschaft.

Inklusion als „Ideologieprojekt“?

Ansätze, die zum Beispiel an Schulen eine größere Inklusion – das heißt ein gemeinsames Lernen von Schülern und Schülerinnen mit und ohne Behinderung – erreichen wollen, wurden in jüngster Zeit von

einem AfD-Politiker sogar als „Ideologieprojekte“ diffamiert, von denen man das Bildungssystem „befreien“ müsse.

Umso eindrücklicher ist das Bild, das sich uns heute hier auf der Wallfahrtswiese bietet. Die Vielfalt der Zelte rund um die Altarinsel und auf dem gesamten Gelände macht deutlich: Es gibt schon viele Menschen, die sich für eine offenere und gerechtere Kirche und Gesellschaft engagieren, und damit schon einiges bewegt haben und bewegen.

Wenn wir nach dem Gottesdienst die Gelegenheit haben, die Wiese mit all ihren Angeboten zu erkunden, dürfen wir eine Fülle an Initiativen in unserem Bistum wahrnehmen, für die ich als Bischof sehr dankbar bin.

Dass etwas ganz anders werden kann, davon haben wir vorhin auch

Bischof Feige ist dankbar für die Initiativen und die Vielfalt im Bistum Magdeburg.



Quelle: Christian Laas; Rechte: Bistum Magdeburg

aus dem Buch Jesaja gehört: „Ich“ – so wird Gott darin zitiert – „mache etwas Neues. ... Ich lege einen Weg durch die Wüste. Und Flüsse im trockenen Land.“ Nach einer Zeit größter Not und Verzweiflung eröffnet sich den Israeliten, die sich trotz Rückkehr in die verlorene Heimat immer noch völlig entwurzelt fühlen, durch diese Worte eine Hoffnungsperspektive. Gott zeigt neue Wege auf, unbekannte Pfade, die – auch in unseren Ohren – völlig unmöglich klingen: Er legt Wege durch die Wüste und Flüsse im trockenen Land. Dort, wo kein Leben wachsen kann, schafft Gott „weiten Raum zum Leben“.

Jesus als Vorbild

Wie kann auch uns das gelingen, neue Wege zu gehen, mehr Luft zum Atmen zu bekommen und Menschen Perspektiven zu eröffnen, die – wie es im Evangelium heißt – in Not sind, einsam, krank und bekümmert, mühselig und beladen oder – wie man auch sagen kann – abgewertet, diskriminiert und an den Rand gedrängt?

Eine Möglichkeit – wie am Ende der Lesung beschrieben – wäre schon, positive Erfahrungen, die man gemacht hat, weiterzuerzählen und nicht nur – wie oftmals üblich – zu jammern und zu klagen. Es gibt doch bereits vieles, was gelingt, sich gut entwickelt, uns voranbringt und Mut macht.

Dann aber ist es auch wichtig, hinzusehen, die Wirklichkeit wahrzunehmen und sie nicht zu verdrängen oder mit Phrasen zu beschönigen. Von Jesus heißt es im Evangelium, dass er die Not der Menschen sieht. Er schaut die Menschen an und nimmt wahr, was sie umtreibt.

Oft geht unser Blick aber an den Menschen vorbei, ja, über sie hinweg. Was wir sehen, sind unsere eigenen Bedenken, nicht unbedingt die einzelne Person. Der bedeutendste Mensch jedoch – so schreibt es Meister Eckhart – ist immer der, der dir gerade gegenübersteht. Was wissen wir über diesen Menschen? Was wissen wir vom Leben, das er oder sie führt, von den Schwierigkeiten, Sorgen und Nöten, aber auch von den Talenten? Was wissen wir von dem, womit er oder sie unsere Gemeinschaft bereichert und was wir davon lernen können?

Schließlich ruft Jesus den Menschen zu (Mt 11,28-30): „Kommt her zu mir ... mit eurer Last. Bei mir könnt ihr euch ausruhen und Ruhe finden. Bei mir könnt ihr still und froh werden.“ Das ist nicht nur die Botschaft des

heutigen Evangeliums, sondern umfasst sein ganzes Wirken. Dabei bleibt er nicht auf seinem eigenen Standpunkt stehen, sondern geht hin zu den Menschen und lässt sich sogar von solchen einladen, mit denen man gewöhnlich keinen Umgang pflegt.

Skandalträchtig, aber nicht unzutreffend hat der Theologe Adolf Holl vor 50 Jahren dieses Verhalten in einem Buch beschrieben, das den provokanten Titel trägt: „Jesus in schlechter Gesellschaft“. Darin zeigt er Jesus als Außenseiter, sanften Revolutionär und Sozialreformer, der bisherige Lehren und Machtstrukturen infrage stellt und eine neue Moral verkündet und lebt.

Wenn das auch vielleicht etwas überzogen war, steht doch außer Frage, dass Jesus ungewöhnlich und gegen die Gepflogenheiten seiner Zeit gehandelt hat. Trotz Fehlern und Schwächen aber nicht abgelehnt oder verurteilt, sondern gewürdigt und geliebt zu werden, tut Menschen gut, hilft leichter aufrecht zu gehen, Lasten zu ertragen und auch mit anderen barmherziger zu sein.

*Der bedeutendste Mensch
ist immer der, der dir gerade
gegenübersteht.* Meister Eckhart



Quelle: Christian Laas; Rechte: Bistum Magdeburg



Quelle: Christian Laas; Rechte: Bistum Magdeburg

Gespräche, Gesänge, Gebete – während der Bistumswallfahrt 2023 auf der Huysburg



Quelle: Christian Laas; Rechte: Bistum Magdeburg

Bischof Feige und weitere Bischöfe während des Gottesdienstes

Mit Worten und Taten erzählen, hinsehen und uns auch in andere Lebenswirklichkeiten einladen lassen – dann machen wir den „Raum unseres Zeltes“ ein Stück weiter. Unter dieses Bild aus dem Buch des Propheten Jesaja haben wir unsere Bistumswallfahrt in diesem Jahr gestellt. Es ist auch ein prägendes Motiv des weltweiten synodalen Prozesses, den Papst Franziskus einberufen hat, um gemeinsam den Blick zu weiten, über die eigenen Grenzen hinaus.

Weite des Herzens

Der räumlichen Weite, die unsere globalisierte Welt mit sich bringt, muss eine innere Weite entsprechen, „eine Weite des Herzens, die verhindert, dass wir uns voneinander abkapseln.“ Denn wir teilen diese eine Welt miteinander, den Lebensraum, der uns gemeinsam mit unseren Mitmenschen gegeben wurde. „Mach den Raum deines Zeltes weit, spann deine Zelttücher aus, ohne zu sparen (Jes 54, 2)!“ Diese

Aufforderung gilt auch uns und der ganzen Kirche.

Wie oft bejubeln wir doch noch das „Haus voll Glorie“ und betreiben Nabelschau, statt tatsächlich – wie es das II. Vatikanische Konzil formuliert hat – die „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art“ (GS 1) zu teilen. „Mir ist“ – so hat es Papst Franziskus schon vor zehn Jahren geschrieben (EG 49) – „eine ‚verbeulte‘ Kirche, die verletzt und beschmutzt ist, weil sie auf die Straßen hinausgegangen ist, lieber, als eine Kirche, die aufgrund ihrer Verslossenheit und ihrer Bequemlichkeit, sich an die eigenen Sicherheiten zu klammern, krank ist.“

Lastenträger statt Besserwisser

„Lastenträger statt Besserwisser“ zu sein, könnte man diese Erwartung an Kirche auch umschreiben. Dabei geht es jedoch nicht nur um Barmherzigkeit gegenüber Bedürftigen aller Art, sondern auch um Gerechtigkeit für

Mach den Raum deines Zeltes weit, spann deine Zelttücher aus, ohne zu sparen. (Jes 54, 2)

Menschen, denen diese bislang aus den unterschiedlichsten Gründen verwehrt wurde und wird.

Die Kirche also nicht als Burg, Festung oder Bunker zu verstehen, sollte unser Ideal sein. Viel sinnvoller ist es, sie sich als ein weites Zelt vorzustellen, das vielen Geborgenheit verleihen kann, zugleich aber auch für Offenheit, Mobilität und Veränderung steht. Freilich muss man jedoch in Kauf nehmen, dadurch leichter äußeren Gefahren ausgesetzt zu sein und dadurch stärker verunsichert und durcheinander gebracht zu werden.

Nun könnte man die Vorstellung haben, dass unter diesem weiten Zeltdach alles und jedes seine Berechtigung haben und akzeptiert werden müsste. Dem ist aber nicht so. Man kann zwar in vielen Dingen sehr unterschiedlicher Meinung sein und sich respektvoll darüber auch streiten, nicht hinzunehmen ist aber, wenn die Würde des Menschen als Individuum und die Universalität von Menschenrechten infrage gestellt

wird, wenn Einzelne oder ganze Gruppen aufgrund dessen, dass sie nicht den gängigen Vorstellungen entsprechen, verächtlich abgewertet und ausgegrenzt werden, wenn Hetze und Hass oder Intoleranz und Arroganz das Zusammenleben vergiften. Verbindliche Grundlage unserer persönlichen und gemeinsamen Bemühungen ist und bleibt, was Jesus gelehrt und wie er gelebt hat. Das ist auch der Maßstab für die Werte, für die wir uns als Christen und Christinnen einsetzen.

Als Kirche sind und bleiben wir unterwegs, weltweit und auch in unserer Region. Dabei dürfen wir darauf vertrauen, dass Christus mit uns zieht und uns durch seinen Geist immer wieder antreibt und ermutigt, auf die Herausforderungen der Gegenwart kreativ einzugehen und seine Botschaft engagiert und menschenfreundlich zu bezeugen. Scheuen wir uns nicht, dazu auch neue Wege zu gehen und unsere bisherigen Lebenswelten zu überschreiten – um Gottes und der Menschen willen.



Quelle: Canva

Mit dem Evangelium unterwegs

Predigt beim Pastoraltag am 11. Oktober 2023

(Röm 5,1-5 / Mk 6,6b-13)

„Geht hinaus in die ganze Welt und verkündet das Evangelium der ganzen Schöpfung!“ (Mk 16, 15) So lautet der Auftrag Jesu immer noch. Was sich damit verbindet, ist für die biblische Überlieferung nicht ungewöhnlich. Abraham bricht in ein neues Land auf (Gen 12, 1-3); an Mose ergeht der Ruf Gottes: „Geh! Ich sende dich“ (Ex 3, 10); Jeremia wird aufgefordert, dorthin zu gehen, wohin der HERR ihn sendet (Jer 1, 7).

Das gilt auch uns ganz persönlich und als Bistum. Und so haben wir es vor Jahren schon programmatisch formuliert: „Wir wollen eine Kirche sein, die sich nicht selbst genügt, sondern die allen Menschen Anteil

an der Hoffnung gibt, die uns in Jesus Christus geschenkt ist. Seine Botschaft verheißt den Menschen ‚das Leben in Fülle‘, auch dann, wenn die eigenen Möglichkeiten ausgeschöpft sind.“

Schön und gut. Momentan scheinen wir aber mehr mit anderem beschäftigt zu sein, als das Evangelium der ganzen Schöpfung zu verkünden. Uns wird viel abverlangt. Da soll in allen Pfarreien ein Immobilienkonzept erstellt werden, das die Verantwortlichen zu einer kritischen Bestandsaufnahme herausfordert. Was kann bleiben und für was muss eine andere Verwendung gefunden werden? Keine leicht zu beantwortende

Frage, denn mit jedem Gebäude verbinden sich zahlreiche Erinnerungen und Identitäten.

Der Haushaltssicherungsprozess verlangt ähnliches von uns. Alles steht auf dem Prüfstand: Was wird in Zukunft noch möglich sein, wo liegen Schwerpunkte, wofür wird das Geld einfach nicht mehr reichen? Und auch die gegenwärtige und zukünftige personelle Situation in unserem Bistum hat uns zu weiteren Veränderungen bewegt. Das Amtsblatt und der „Tag des Herrn“ bezeugen das in fast erdrückender Weise.

Manche Verunsicherung macht sich breit. Was bedeuten – so fragen sich viele – diese Veränderungen für meine Rolle in einem pastoralen Dienst? Wie kann Seelsorge in diesen weiten Räumen erfolgen? Ist der Spagat überhaupt zu bewältigen, gleichzeitig an mehreren Orten tätig

zu sein und doch den Menschen nahe zu bleiben und direkte Begegnungen zu ermöglichen?

Keine Frage. Wir müssen uns neu orientieren. Das bedeutet aber auch immer, von manchem oder vielem Abschied zu nehmen, gewissermaßen zwei Gesichter zu haben: mit dem einen zurück und mit dem anderen nach vorn zu blicken. Zugleich betrifft es die Vergangenheit und die Zukunft – ein Davor und ein Danach. Und außerdem zeigt sich eine weitere Spannung darin, dass die einen wirklich aufbrechen und andere bei dem zurückbleiben wollen, was war.

Apostel sein

Abschiede eröffnen zuallererst aber Zwischenräume, die es zu gestalten gilt. Wie aber könnte das aussehen? In jedem der drei synoptischen

„Jede und jeder soll Apostel sein und das Evangelium verkündigen“, sagt Bischof Feige.



Evangelien begegnet uns eine solche Erzählung von der Aussendung der Apostel, wie wir sie vorhin gehört haben. Immer ist der Auftrag der Apostel mit einem Aufbruch verbunden. Jesus sendet bestimmte Menschen, um alle mit der Botschaft des Evangeliums in Berührung zu bringen. Von da an sind sie Gesandte – daher haben sie ihren Namen und das ist ihr Auftrag.

Nicht Ruhe und Gewohnheit sollen sie suchen, nicht die Sicherheit des Ortes und der Menschen, die sie kennen. Nein, der Auftrag Jesu schickt in die Weite. „Du stelltest meine Füße“ – so drückt schon der Psalmbeter seine Erfahrung mit Gott aus. (31, 9) – „in weiten Raum.“ Jesus selbst lebt es vor. Seinen Auftrag erfüllt er unterwegs zu den Menschen und geht dabei bis an die Ränder der Gesellschaft.

Apostel zu sein, begrenzt sich schon im Neuen Testament nicht nur auf den Zwölfer-Kreis. Nicht dem Titel, aber dem Inhalt nach sollten auch wir uns als solche verstehen. „Tatsächlich“ – so schreibt es Papst Franziskus in seinen Katechesen über die Leidenschaft für die Evangelisierung – „sind wir berufen, Apostel – also Gesandte – zu sein in einer Kirche, die wir im Glaubensbekenntnis als ‚apostolisch‘ bezeichnen.“ Der Ruf zum Apostelsein ist also allen Christinnen und Christen gemeinsam.

Am Anfang jedes Auftrags steht die Rückbindung an Jesus den Christus.

Er ruft die Apostel zu sich. Es ist ein Moment der Sammlung. Seine Botschaft und sein Wirken sind Auftrag und Orientierung für unseren Einsatz. Und er sendet sie zu zweit, nicht als Einzelgänger oder Einzelkämpfer, sondern als Weggemeinschaft, als gemeinsam Beauftragte für ein gemeinsames Ziel, und vielleicht gerade für solche Zeiten, von denen im Römerbrief die Rede ist, in denen es gilt, sich in der Bedrängnis nicht niederdrücken zu lassen.

Aber auch in Zeiten des Neuaufbruchs, wie wir sie gerade erleben, des Suchens und Tastens, braucht es Geduld, Bewährung und Hoffnung – Tugenden, die wir im Miteinander stärken können, braucht es Gemeinschaft und Strukturen, die Richtung und Orientierung geben.

Evangelisierung

Oftmals heißt es in den Debatten um den Synodalen Weg: In Deutschland hätte man sich nur auf die Strukturen fixiert und wolle diese entscheidend verändern, mühe sich aber nicht um eine Evangelisierung. Diese jedoch – so wird immer wieder betont – sei das Eigentliche.

Andererseits aber bleibt vage, was mit Evangelisierung konkret gemeint ist und wie sie in einer postmodernen Gesellschaft glaubwürdig und überzeugend versucht werden kann. Mit Texten aus der Bibel und dem Katechismus, Ge- und Verboten oder Lobpreisgottesdiensten allein wird

man heutzutage in unserer Region wohl kaum jemanden „hinter dem Ofen hervorlocken“.

Ich empfehle einmal jedem und jeder, sich das angesichts der Menschen, denen man auf der Straße oder im Kaufhaus, bei Demonstrationen oder auf dem Rummel, im Freundeskreis oder in der Nachbarschaft begegnet, durch den Kopf gehen zu lassen: Auf welche Weise könnte ich denen nur irgendwie etwas vom Evangelium nahebringen? Meistens fühle ich mich angesichts solcher Überlegungen ziemlich hilflos und möchte nicht mit markigen Worten das dringliche Anliegen einer neuen Evangelisierung phrasenhaft entwerfen.

Lebe deinen Glauben!

Klar ist mir nur, den christlichen Glauben anderen nicht „wie einen nassen Lappen um die Ohren schlagen“ zu dürfen, sondern eher „wie einen wärmenden Mantel hinhalten“ zu können. Aber wie geht das konkret? Hilfreich ist mir da die Empfehlung: „Rede nicht über deinen Glauben, wenn du nicht gefragt wirst, aber lebe so, dass du gefragt wirst.“

Ganz stimme ich dem nicht zu. Als Christen und Christinnen müssen wir uns auch einmischen, wenn man uns nicht fragt, aber die Menschenwürde auf dem Spiel steht und Gerechtigkeit wie Barmherzigkeit zu Fremdwörtern werden. Verheißungsvoller ist es aber tatsächlich, das Evange-

lium erst einmal durch das eigene Leben zu bezeugen, um dann auf eventuelle Nachfragen tiefer eingehen zu können.

Trotzdem nutzt alles nur wenig, wenn die kirchlichen Rahmenbedingungen und Umstände inzwischen bei vielen auf Unverständnis und Ablehnung stoßen. Zu evangelisieren geht nicht im luftleeren Raum, sondern nur inmitten unserer konkreten Verhältnisse. Dabei weiß aber jede und jeder, dass Mittel und Strukturen niemals Selbstzweck sind und werden dürfen, sondern nur eine dienende Funktion haben. „In der Kirche“ – so formuliert es Papst Franziskus – „wird alles an die Bedürfnisse der Verkündigung angepasst“, nicht an unsere persönliche Meinung, mag sie konservativ oder progressiv sein, „sondern daran, dass Jesus das Leben der Menschen erreichen soll.“

Daher ist jede Entscheidung, jeder Brauch, jede Struktur, jede Tradition daran zu bewerten, in welchem Maße sie die Verkündigung Christi fördert.“ Struktur und Evangelium bilden deshalb auch keine Gegensätze. Strukturen ermöglichen vielmehr einen Rahmen und Raum, in dem Evangelisierung stattfinden kann. Sie gilt es immer wieder zu überprüfen und zu verändern, wenn sie ihrer Funktion nicht mehr gerecht werden. Daher sind wir in unserem Bistum auch in einer anhaltenden Suchbewegung nach dem besten Weg für unsere Region und unter unseren Bedingungen.



Die Herausforderungen unserer Zeit sind groß. Wir wollen sie gemeinsam angehen – nicht als Einzelkämpfer, sondern als Teams vor Ort, die sich gegenseitig bereichern, zusammen mit den Einrichtungen und Bildungsträgern, den Haupt- und Ehrenamtlichen. Dämonen auszutreiben – das heißt gegen Verschwörungsfantasien, Falschmeldungen, Hassreden oder Angstmacherei anzugehen – und Menschen an Leib und Seele zu heilen, ist nach wie vor aktuell.

Und vielleicht ist es auch ein bisschen weise, dabei nicht zu sehr auf Besitzstandswahrung und die materiellen Güter zu setzen. Dazu wünsche ich uns Geduld, Bewährung und Hoffnung, aber auch Experimentierfreudigkeit und Offenheit für das, was sich entwickeln möchte, damit unsere Sendung auch in Zukunft für die Menschen in unserem Bistum in überzeugender Weise erfahrbar werden kann.

*Dazu wünsche
ich uns Geduld,
Bewährung
und Hoffnung,
aber auch
Experimentier-
freudigkeit und
Offenheit.*



Quelle: Christian Lawrenz; Rechte: Bistum Magdeburg

Status quo genügt nicht

Interview zum aktuellen Stand der Ökumene mit Dr. Karin Wollschläger

in: KNA-ÖKI Nr. 44 (31. Oktober 2023), Thema der Woche I-IV

2017 wurde das Jubiläum 500 Jahre Reformation groß gefeiert. Die Euphorie von damals scheint inzwischen verfliegen. Stattdessen gibt es Irritationen, Differenzen in Lebensschutzfragen und einen gewissen Stillstand. Die Katholische Nachrichten-Agentur (KNA) sprach anlässlich des Reformationstages (31. Oktober) mit dem katholischen Magdeburger Bischof Gerhard Feige, in der Deutschen Bischofskonferenz für Ökumene-Fragen zuständig, über die aktuellen Befindlichkeiten.

KNA: Herr Bischof Feige, wie ist es um die Ökumene in Deutschland aktuell bestellt?

Feige: Tatsächlich war das 500-jährige Reformationsjubiläum 2017 mit allen seinen Veranstaltungen, auch international, für die katholisch-evangelischen Beziehungen von enormer Bedeutung, eine großartige Erfahrung. Davon zeugen diverse Dokumente, und viele zehren noch heute davon. Was schon vorher an Gemeinsamkeiten fast selbstverständlich war, hat dadurch noch einmal einen neuen An Schub bekommen. Andererseits gibt es inzwischen aber auch wieder einzelne Ernüchterungen und gewisse Rekonfessionalisierungstendenzen.

KNA: Was meinen Sie damit?

Feige: Ein Beispiel dafür ist, wenn einige katholische Vertreter das römisch-katholische Profil wieder stärker betonen oder sagen: „Wenn die Evangelischen uns so nah sind, sollen sie doch konvertieren.“ Doch das sind Vorstellungen, die das Zweite Vatikanische Konzil eigentlich schon in den 1960er Jahren abgelegt hat.

KNA: Für Irritationen sorgte jüngst der Vorstoß der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) zu liberaleren Abtreibungsregeln im Rahmen der politischen Diskussion um eine Reform des Paragraphen 218 im Strafgesetzbuch. Was bedeutet das auch für die Ökumene?

*Ev. Landesbischof Friedrich Kramer
und Bischof Feige beim ökumenischen
Jahresempfang*



Rechte: Bistum Magdeburg

*Lange Zeit galt:
Lehre trennt,
Ethik verbindet.
Das ist aber
in den vergan-
genen Jahren
immer fragwür-
diger geworden.*

Feige: Das ist durchaus ärgerlich. Zum einen wäre es gesellschaftlich wichtig, dass die Kirchen bei diesem Thema mit einer Stimme sprächen. Zum anderen wollten wir bei unterschiedlichen Sichtweisen versuchen, bevor wir an die Öffentlichkeit treten, uns zu verständigen. Das ist nicht erfolgt. Davon abgesehen ist das alles Wasser auf die Mühlen derjenigen, die von Ökumene nichts halten oder sogar dagegen polemisieren. Pauschal lautet die Bewertung dann: „Lebensfeindlich“. Und pauschal wird dann aufgrund solcher Differenzen die ganze Ökumene infrage gestellt. Dabei ist kaum im Blick, dass diesem Vorstoß der EKD auch innerevangelisch von manchen deutlich widersprochen wird.

KNA: Aber da ist auch der Ausstieg der EKD aus der „Woche für das Leben“ im vergangenen Frühjahr.

Feige: Auch das kam ohne Vorankündigung und wird von vielen, selbst aus den evangelischen Reihen, nicht verstanden und geteilt. Nun aber bleiben erst einmal Scherben zurück und muss nachträglich einiges geklärt werden. Man darf aber nicht vergessen, dass wir in anderen Lebensfragen auch weiter ganz dicht beieinander sind: etwa beim Ausbau von Palliativ- und Hospizangeboten, bei der Suizidprävention, aber auch bei Migration, Integration oder Inklusion.

KNA: Welche Rolle spielen solche bioethischen Differenzen denn grundsätzlich für die Ökumene?

Feige: Lange Zeit galt: Lehre trennt, Ethik verbindet. Das ist aber in den vergangenen Jahren immer fragwürdiger geworden. Abweichende Positionen in einzelnen ethischen Fragen sind jedoch nicht unbedingt als fundamentaler Gegensatz zu verstehen. Das hat jüngst auch die lutherisch-katholische Studie „Gott und die Würde des Menschen“ aufgezeigt. Die entstand ja aufgrund solcher Irritationen. Und darin ist festgehalten, dass wir in der Anthropologie doch auf einem gemeinsamen Fundament stehen. Bei der Anwendung ethischer Prinzipien und der Einschätzung kritischer Grenzfragen komme es jedoch gelegentlich zu einem begrenzten Dissens.

Ursache dafür sind die komplexer und komplizierter gewordenen Sachverhalte. Und bei einzelnen ethischen Fragen gehen, ehrlich gesagt, auch die Meinungen innerhalb der katholischen Kirche manchmal auseinander.

KNA: Welche Faktoren sind denn für die ökumenischen Beziehungen entscheidend?

Feige: Zunächst einmal ist es der Auftrag Jesu, dass die, die ihm nachfolgen, eins sein sollen. Dann sind es aber auch die vielfältigen biblischen Ermahnungen zur Einheit. Und natürlich bekennen wir im Glaubensbekenntnis die eine heilige katholische und apostolische Kirche – und nicht verschiedene Kirchen. Motivierend sollten auch die Vereinseitigung, Verarmung und Ergänzungsbedürftigkeit sein, die durch die konfessionalistischen Abgrenzungen eingetreten sind. Und natürlich das Leid, das viele durch die Spaltungen erfahren haben.

Daneben spielen aber auch noch andere Faktoren eine wichtige Rolle: etwa die regionale Prägung und konfessionelle Zusammensetzung der Bevölkerung. In einer Gegend, wo über 60 Prozent der Bevölkerung katholisch sind, wird man das Wort Ökumene anders aussprechen und verstehen, als in einer Gegend, wo nur drei Prozent katholisch sind und die überwältigende Mehrheit keiner Kirche angehört. Außerdem kommt es zumeist darauf an, welche Erfahrungen man miteinander gemacht hat und macht.

Die sind in unserer Region schon seit DDR-Zeiten recht gut. Da war es zum Beispiel in einer Schulklasse nicht relevant, ob man katholisch oder evangelisch ist, sondern dass man überhaupt glaubt. Und ich meine, dass wir uns jetzt wieder in so einer Situation befinden, in der der christliche Glaube gewissermaßen verdunstet und wir herausgefordert sind, ihn gemeinsam auf neue Weise verständlich zu machen. Hier müssen wir auch noch deutlicher zusammenrücken – um der Botschaft des Evangeliums willen.

Außerdem muss man die verschiedenen Ebenen sehen: EKD und DBK, Landeskirchen und Bistümer, Gemeinden und Einzelne. Dabei spielen auch Alter und Sozialisation eine Rolle. Auf all diesen Ebenen kann Ökumene unterschiedlich gut oder schlecht funktionieren. Vorsicht also vor Allgemeinerungen!

KNA: Ein wichtiger ökumenischer Meilenstein war 2007, als die Kirchen wechselseitig ihre Taufe anerkannten. In der evangelischen Kirche läuft aktuell das Jahr der Taufe. Dabei kamen auch „Pop-Up-Taufen“ für Erwachsene auf, wo nach einem halbstündigen Kennenlerngespräch die Taufe erfolgt. Ziel ist, die Hemmschwelle für einen Kircheneintritt zu senken. Sehen Sie so etwas mit Gelassenheit oder sorgt das für ökumenische Irritationen?

Feige: Auf jeden Fall müssen wir darüber sprechen. Katholischerseits gehört ja – der frühkirchlichen Praxis entsprechend – eine längere Vorbereitung zur Taufe dazu, um tiefgründiger in den Glauben und in die Kirche hineinzuwachsen. Natürlich kann man letztendlich nicht kontrollieren, wie jemand auf diesen entscheidenden Schritt vorbereitet ist. Aber es sollte auch kein oberflächlicher Schnellschuss sein.

Andererseits sind manche evangelischerseits irritiert, dass in der katholischen Kirche in einigen Bistümern jetzt auch Laien die Taufe spenden sollen. Bislang hat man katholischerseits ja immer wieder im Hinblick auf die evangelische Abendmahlsfeier betont, dass dieser – stiftungsgemäß – nur ordinierte Amtsträger vorstehen dürften. Nun ist die Taufe für die evangelische Kirche aber mindestens ein genauso wichtiges Sakrament. Auch hierbei besteht also Gesprächsbedarf.

KNA: Papst Franziskus sagte mit Blick auf das deutsche Reformprojekt Synodaler Weg: „In Deutschland gibt es eine sehr gute evangelische Kirche. Wir brauchen nicht zwei davon.“ Wie ordnen Sie das ein?

Feige: Das war sicher keine hilfreiche Bemerkung. Einerseits erweckt diese Aussage den Eindruck, dass zwei, auch im konfessionalistischen Gegeneinander geprägte Kirchen

mit ihrem jeweiligen Profil weiterhin getrennt nebeneinander bestehen sollen. Andererseits stellt sich die Frage, was der Papst als spezifisch katholisch ansieht. Und schließlich sind Reformbestrebungen kein Sondergut der evangelischen Kirche, sondern auch eine dringende Notwendigkeit bei uns. Dadurch würde die römisch-katholische Kirche nicht evangelisch, sondern könnte eher wieder katholischer – das heißt umfassender und damit ursprungsgetreuer – werden.

KNA: Ökumene spielt ja auf mehreren Ebenen, Sie haben das schon angesprochen. Da ist der theologisch-wissenschaftliche Dialog, der Dialog zwischen den Kirchenspitzen und dann noch die Ökumene an der Basis. Nähern sich diese Ebenen an oder entfremden sie sich zunehmend?

Feige: Mir scheint es, dass sich die Ebenen eher entfremden. Ursachen sind sicher die Pluralisierung und Individualisierung in allen Bereichen. Damit verbunden auch die Abnahme religiöser Sozialisierung und konfessioneller Beheimatung. Das Verständnis für irgendwelche theologischen Argumente schwindet immer mehr. Zugleich werden existenzielle und pragmatische Gründe wichtiger als irgendein Bekenntnis. Ökumene ist eher noch ein Anliegen von Weißhaarigen als von Jugendlichen. Viele verstehen ja überhaupt nicht mehr, warum es noch unterschiedliche Kirchen gibt und diese sich nicht einig werden.

KNA: Stimmt es, dass Sie Ihre Mitgliedschaft im Päpstlichen Rat zur Förderung der Einheit der Christen niedergelegt haben? Was war da los?

Feige: Ende vergangenen Jahres habe ich darum gebeten, mich von der Mitgliedschaft dort zu entbinden. Und auch von der in der Gemeinsamen Internationalen Kommission für den theologischen Dialog zwischen der katholischen und der orthodoxen Kirche. Dies ist dann auch erfolgt.



Rechte: Bistum Magdeburg

Ev. Regionalbischof Dr. Johann Schneider mit Bischof Feige bei einer Kranzniederlegung zum Holocaust-Gedenktag

Die Gründe? Vor allem sind es die zunehmenden Herausforderungen im eigenen Bistum. Dazu kommen aber auch manche Verwerfungen in den internationalen ökumenischen Beziehungen. Außerdem macht der theologische Dialog zurzeit weithin keine bedeutenden Fortschritte, und seine bisherigen Erkenntnisse werden allseits auch kaum rezipiert. Ich resigniere da nicht, sondern bleibe zuversichtlich, engagiere mich ökumenisch aber lieber nur noch auf nationaler und regionaler Ebene.

*Ich resigniere da nicht,
sondern bleibe zuversichtlich,
engagiere mich
ökumenisch aber lieber
nur noch auf nationaler
und regionaler Ebene.*



Bischof Feige im Gespräch mit dem russisch-orthodoxen Erzpriester Boris Ustimenko

KNA: Welche Verwerfung auf internationaler Ebene war denn besonders stark?

Feige: Belastend sind zum Beispiel die innerorthodoxen Konflikte. Einige der orthodoxen Kirchen nehmen nicht mehr an den Tagungen der Kommission teil. Da frage ich mich schon, was es auf Zukunft hin bedeutet, wenn Texte erarbeitet werden, die die anderen aber gar nicht akzeptieren. Das macht mich ratlos und ein bisschen müde. Aber auch zwischen Lutherischem Weltbund und römisch-katholischer Kirche sind die Beziehungen nicht mehr so rosig, wie sie um das Reformationsjubiläum herum gewesen sind. Auch da kommt man kaum voran, insbesondere bei der wohl schwierigsten Frage nach einem gemeinsamen Abendmahl.



*Wenn wir auch noch keine
Lösung in der Abendmahlsfrage
haben, sind wir uns doch
einiger als gedacht.*

KNA: Die Kirchenspitzen streben als Ziel der Ökumene etwas an, das zum geflügelten Wort wurde: „sichtbare Einheit in versöhnter Verschiedenheit“. Lässt sich damit nicht auch der gegenwärtige Stillstand wohlfeil erklären?

Feige: Das Problem besteht darin, dass es keine gemeinsame Vision einer anzustrebenden Einheit gibt. Ja, häufig wird als Ziel eine sichtbare Einheit in versöhnter Verschiedenheit ausgegeben. Wie die aber konkret aussehen könnte, bleibt weiter unklar. Was aber immer deutlicher wird und bewusster wahrgenommen werden sollte, ist, dass auf dem Weg dahin uns schon längst mehr verbindet als trennt: ob im gottesdienstlichen und seelsorglichen Bereich, der Vermittlung christlicher Werte oder im Einsatz für Frieden Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung.

Einheit ist in vielfältiger Weise zwischen uns bereits vorhanden und selbstverständlich. Wenn wir auch noch keine Lösung in der Abendmahlsfrage haben, sind wir uns doch einiger als gedacht. Und das sollte uns Mut machen, uns nicht mit dem Status quo zufriedenzugeben.



Quelle: Jorm Sangsorn - stock.adobe.com

Herausforderungen für eine Demokratie

Impuls bei einem Gespräch mit Politikern am 21. November 2023

1
Zweifellos ist die Demokratie – so haben es ehemalige DDR-Bürger nach 1989 erfahren – „grauer als der Traum von ihr“, anspruchsvoll und anstrengend, nicht unbedingt ein Paradies oder Schlaraffenland. Vielmehr sind Verantwortungsbewusstsein und Engagement gefragt, bedarf es einer starken Zivilgesellschaft und eines konsequenten Einsatzes für die Menschenwürde, für Subsidiarität und Solidarität sowie für das Gemeinwohl.

Zugleich kann Demokratie jedoch auch mit kriminellen oder sogar zulässigen Mitteln missbraucht oder untergraben werden. Besonders herausgefordert ist sie durch die zuneh-

mende Individualisierung, Globalisierung und Digitalisierung.

Nach Andrew Keen bringt das Internet sogar „nicht ein Mehr an Demokratie, sondern die Herrschaft des Pöbels“. Floriert die Wirtschaft, besteht weniger Gefahr für diese Regierungsform als in Zeiten einer Rezession. Möglichkeiten, eine Demokratie gänzlich zugrunde zu richten, wären politische Umstürze, Katastrophen – wie auch eine Pandemie – oder technologische Übernahmen durch soziale Netzwerke. Da sind Wachsamkeit und Zivilcourage vonnöten, auch die konsequente Durchsetzung des staatlichen Gewaltmonopols.

2
Tödliche Fehler einer Gesellschaft, die keine Zukunft haben wird, sind nach Mahatma Gandhi: eine „Politik ohne Prinzip, Wohlstand ohne Arbeit, Handel ohne Moral, Vergnügen ohne Gewissen, Erziehung ohne Charakter, Wissenschaft ohne Menschlichkeit, Religion ohne Opfer“. Dass manche Machthaber oder Verantwortungsträger ihre Möglichkeiten schamlos ausnutzen und sich selbst bedienen, gibt es durchaus auch in einer Demokratie.

Darüber hinaus fühlen sich manche Bürgerinnen und Bürger durch bestimmte Entscheidungen und immer mehr Regelungen ganz einfach überfordert oder durch Behörden ungleich behandelt. Es fällt ihnen schwer zu verstehen, dass man mitunter aus rechtlicher Sicht sehr extreme Meinungen noch duldet, anderes aber verbietet. Sie fühlen sich nicht ernstgenommen oder glauben nicht, etwas tatsächlich verändern zu können.

3
„Wir haben in Deutschland“ – so Wolfgang Thierse – „die Trennung von Kirche und Staat, aber nicht die Trennung von Religion und Politik – nur deren Unterscheidung. Die beiden Sphären haben sich ausdifferenziert, aber es gibt Zusammenhänge zwischen ihnen, und diese Zusammenhänge werden von den Menschen gelebt.“

Der Staat lebt nicht nach den Weisungen der Kirche, aber von den Früchten ihrer geistlichen Existenz.

Hermann Ehlers

Dabei sind Christen – so Annette Schavan – „konservativ, liberal oder sozial geprägt und lassen sich aufgrund ihres Christseins keiner politischen Tradition zuordnen“. Neuerdings wird aus soziologischer und politikwissenschaftlicher Perspektive die Bedeutung von Religion für das gesellschaftliche Zusammenleben auch wieder betont. Das belegt z.B. die Publikation von Hartmut Rosa, „Demokratie braucht Religion“, mit einem Geleitwort von Gregor Gysi.

In diesem Sinn erklärte schon Hermann Ehlers: „Der Staat lebt nicht nach den Weisungen der Kirche, aber von den Früchten ihrer geistlichen Existenz.“ Ob das tatsächlich noch stimmt, muss sicher nach der jüngsten Kirchenmitgliedschaftsbefragung noch einmal neu bedacht werden.



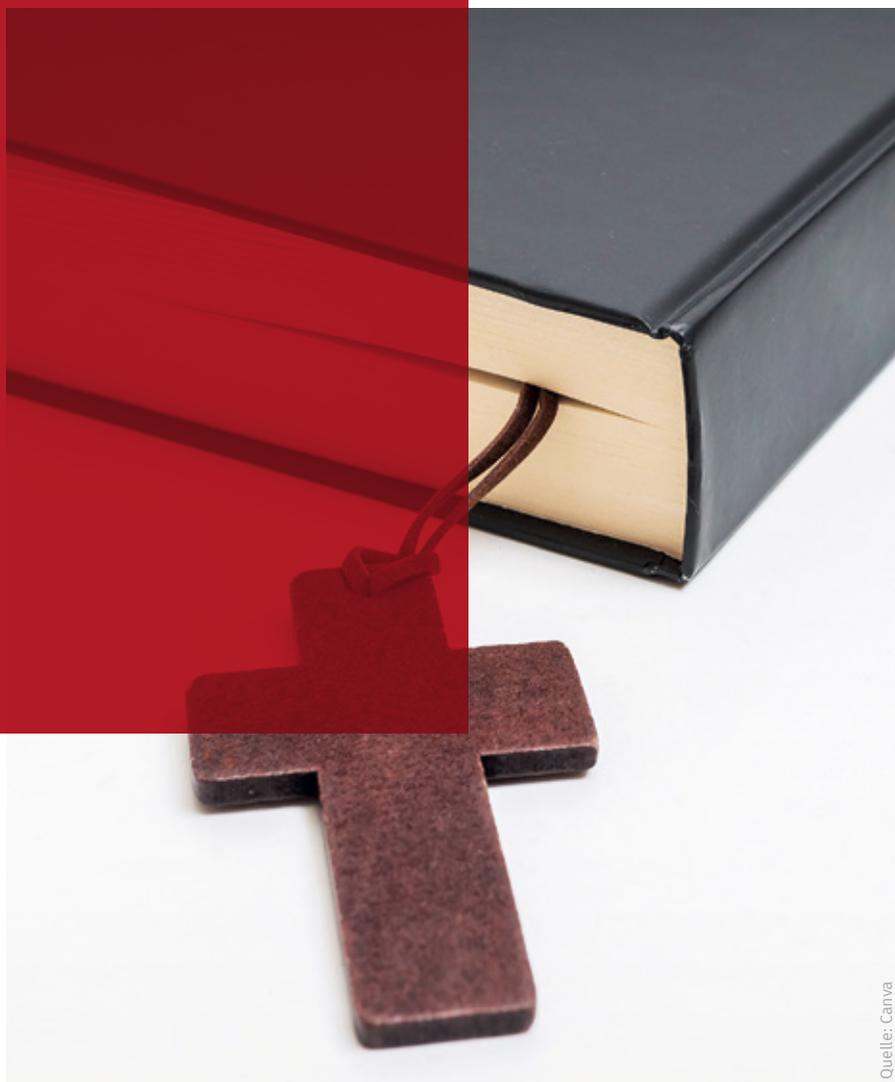
Quelle: Canva

Zu einer Demokratie gehören auch ein freier und kritischer Journalismus sowie eine authentische Kommunikationskultur. Falschmeldungen und Verschwörungsmymen, Skandalisierungen oder Beschönigungen, Schwarz-Weiß-Malereien und populistische Argumentationsmuster oder hohle Phrasen und markige Parolen hingegen unterhöheln die Glaubwürdigkeit von Medien und Personen des öffentlichen Lebens.

Als problematisch sehe ich z.B. auch manche Interviews mit Politikern und Politikerinnen in Fernsehen und Rundfunk an. Da kann man erleben, wie von journalistischer Seite oftmals unerbittlich und gnadenlos versucht wird, Befragte zu möglichst spektakulären Antworten, die gar nicht gegeben werden können, zu überlisten, und die

Befragten – methodisch geschult – gar nicht darauf eingehen, sondern immer nur das sagen, was sie sagen wollen, und dies gegebenenfalls mehrmals wiederholen.

Das erweckt bei vielen inzwischen den Eindruck eines verlogenen Spiels und erregt gehörigen Verdross. Auch Talkshows haben – meiner Meinung nach – kaum vertrauensbildenden Charakter, sondern tragen eher noch zur Verwirrung bei. Und bei Umfragen, die ja nicht nur Meinungen erheben, sondern auch beeinflussen, geht es oftmals weniger um Argumente als um Bauchgefühle. Stattdessen aber werden von vielen ehrliche Antworten erwartet, Transparenz und Verlässlichkeit, Bürgernähe und Bodenständigkeit. Vor allem jedoch hofft man auf konkrete Lösungen.



Quelle: Canva

„20 Jahre Institut für Katholische Theologie und ihre Didaktik“

Grußwort am 22. November 2023 in Halle/Saale

Sehr geehrter Herr Ministerpräsident, Frau Rektorin, Herr Dekan, sehr geehrte Lehrende und Studierende des Instituts für Katholische Religion und ihre Didaktik, sehr geehrte Mitfeiernden,

ich freue mich, mit Ihnen heute das 20-jährige Bestehen des Instituts für Katholische Theologie und ihre Didaktik an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg feiern zu können. Viele haben mit dazu beigetragen, dass es zustande kam und seitdem erfolgreich seinen Weg gegangen ist. Dafür bin ich allen beteiligten Personen und Institutionen sehr dankbar. Ich hoffe, dass es auch weiterhin gelingt, unter geeigneten Rahmenbedingungen enga-

giert Theologie betreiben und vermitteln zu können.

Theologie ist im Spannungsfeld zwischen Glauben und Vernunft schon eine besondere Wissenschaft. Im Umgang mit ihr scheinen mir unter anderem drei Aspekte besonders eigen zu sein.

Zunächst handelt es sich um eine wichtige Voraussetzung. Paulus schreibt einmal (vgl. Röm 8,21-24): „Wir wissen, dass die gesamte Schöpfung bis zum heutigen Tag seufzt und in Geburtswehen liegt.“ Auch wir seufzen mit, warten auf Erlösung und können nur hoffen. Das lässt uns tiefer nach Gott fragen und um Antworten ringen. Es wäre falsch,

wenn wir meinten, die „seufzende Welt“ vergessen oder unsere persönlichen Probleme verdrängen zu müssen, um Theologie treiben zu können. Die existentielle Betroffenheit ist es gerade, die uns davor behütet, billige und fromme Sprüche zu klopfen. Sich in die Theologie hineinzubegeben, heißt also, die noch unerlöst scheinende Welt mitzubringen.

Dann sind wir als Theologinnen und Theologen auch in eine vielfältige Gemeinschaft hineingenommen, die äußerst anregend ist und uns Mut machen kann: die Gemeinschaft der Glaubenden, der Lehrenden und Lernenden durch die Zeiten hindurch bis in unsere gegenwärtige Situation hinein. Mit ihnen und ihren Vorstellungen gilt es, in einen geistigen Dialog einzutreten und sich sowohl kritisch als auch konstruktiv auseinanderzusetzen.

Und schließlich ist es für Studierende der Theologie auch bedeutsam, einen persönlichen Zugang zu Jesus Christus zu haben und daraus zu leben. Oberflächliche Aktivitäten und

selbtherrliche Auseinandersetzungen in der Kirche lassen dies manchmal vermissen. Ohne eine solche Mitte zu haben, kann man sich verzetteln und verirren, man kann zum Gefangenen seines eigenen Denkens oder anderer Ideologien werden und dabei gewissermaßen verdursten und vertrocknen.

Neben der Theologie hat das Institut noch einen weiteren Schwerpunkt: die Didaktik als Vermittlung dessen, was wissenschaftlich durchdrungen ist. Zukünftige Lehrerinnen und Lehrer werden dazu befähigt, junge Menschen mit Themen der Religion, des Glaubens und der Kirche in Berührung zu bringen sowie eine kritische Auseinandersetzung und differenzierte Urteilsfähigkeit zu entwickeln.

„Gebildet sein“, ist also das Ziel. Damit verbindet der Philosophieprofessor Peter Bieri weniger, etwas zu können im Sinne einer Ausbildung, als vielmehr eine Art und Weise, das Leben sinnvoll zu bestehen. Dazu gehört für ihn ein Welt- und Selbstbewusstsein. Das aber ermöglicht





Quelle: Maïke Gloeckner; Rechte: Universität Halle

v.l.: Prof. Dr. Regina Radlbeck-Ossmann (MLU), Bischof Feige, Stephan Rether (Katholisches Büro, Bistum Magdeburg), Rektorin Prof. Dr. Claudia Becker (MLU), Prof. Dr. Harald Schwillus (MLU)

eine „gedankliche Unbestechlichkeit“ und befähigt dazu, sich selbst ein Bild zu machen und fake news zu entlarven. Es macht den Menschen unabhängig und eröffnet Gestaltungsräume.

Dazu trägt ebenso auch ein Wissen um die eigene Person bei. Dadurch kann man sich mit sich selbst auseinandersetzen und auch anderem ohne Angst begegnen. Wer um die eigene Kontingenz weiß, die Zufälligkeit, an einem bestimmten Ort und in einem bestimmten Kulturkreis aufgewachsen zu sein, kann der kulturellen Vielfalt begegnen, ohne das Eigene absolut setzen zu müssen.¹ In diesem Sinn eröffnet der Religionsunterricht auch Räume, in denen junge Menschen ein solches Welt- und Selbstbewusstsein entwickeln können. Damit leistet

er einen bedeutenden Beitrag für Gesellschaft und Demokratie.

Seit 20 Jahren werden an diesem Ort katholische Lehrkräfte für das Land Sachsen-Anhalt ausgebildet, junge Menschen, die ihre Aufgabe in der Vermittlung von Fragen der Religion und Anregungen zu einem wertebewussten Leben sehen. Angesichts der zunehmenden Verwerfungen und Polarisierungen in allen Bereichen, von Unwissenheit und Geschichtsvergessenheit, Vorurteilen und Verschwörungsmysen, Gleichgültigkeit und Resignation wird deutlich, dass dieser Auftrag aktueller und notwendiger denn je ist. Bleiben wir also weiterhin gemeinsam unterwegs! Dazu wünsche ich uns allen viel Kraft und Elan sowie Ausdauer und Beharrlichkeit, besonders aber Gottes reichen Segen.

¹ Vgl. Peter Bieri, *Wie wäre es, gebildet zu sein?*, München 2017.



Quelle: Canva

Ein Königtum gegen den Trend

Predigt zu Christkönig am 26. November 2023

(Joh 18,33b-37)

Heute feiern wir das Hochfest Christkönig. Was mag jeder und jede Einzelne von Ihnen damit wohl verbinden? Können wir mit dieser Vorstellung in unserer Zeit überhaupt noch etwas Sinnvolles anfangen? Als dieses Fest eingerichtet wurde, herrschten ganz andere Verhältnisse.

Das Heilige Jahr 1925 hatte in noch nie erlebter Zahl Gläubige aus der ganzen Welt nach Rom geführt und dort das Gottesreich aus allen Nationen sichtbar gemacht. Entgegen der Zerrissenheit des I. Weltkrieges sollte nach Vorstellung Pius XI. nunmehr im Christkönigsfest die Idee der Gemeinschaft der Völker festgehalten werden. Das Fest stand in Gegen-

position zur tatsächlichen Säkularisierung. In Deutschland wurde es bald der pfarrliche Tag der Jugend und das Abwehrfest gegen den Nationalsozialismus. Wer einen himmlischen König hatte, brauchte keinen irdischen Führer zu fürchten! Auch zu DDR-Zeiten hatte dieses Fest einen oppositionellen Charakter.

Inzwischen hat sich der Kontext gewandelt: Einerseits sind Pluralismus und Demokratie verbreitet, andererseits erschallen auch wieder Rufe nach starken Führern, lassen manche sich freiwillig von bekannten oder anonymen Mächten verdummen und versklaven, träumt man von königlichen Familien und ihrem höfischen Glanz.

Wenn wir Christus dennoch den Königstitel nicht entziehen wollen, sollten wir uns wenigstens unserer Befangenheiten bewusst sein und Nüchternheit bewahren. Es gilt aber auch, diesen Begriff zu klären. Was ist mit „König“ gemeint?

Königliche Schreckbilder

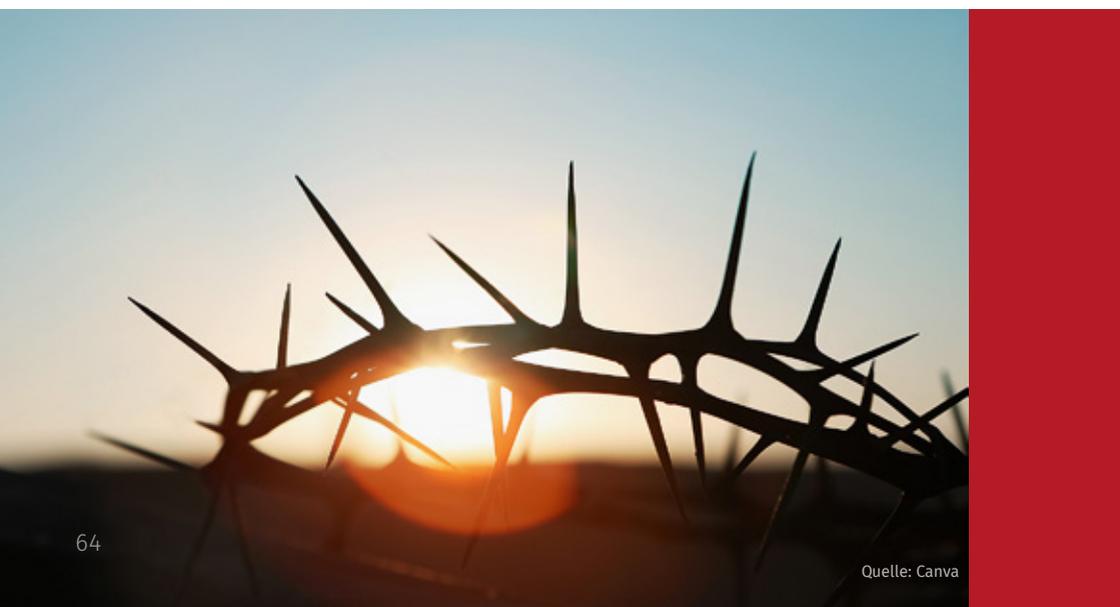
Da sind zunächst einmal einige Schreckbilder entschieden zurückzuweisen:

Wenn in Ägypten ein Pharao starb und im aufwendigen Pomp des alten Orients beigesetzt wurde, starb nicht nur ein König, dann mussten auch seine Diener ihr Leben lassen, um ihm im Totenreich weiterhin zur Verfügung zu stehen. Schließlich war der Pharao ja Herr über Leben und Tod.

In Frankreich gab es einen König, der von sich sagen konnte: „Der Staat,

das bin ich!“ Um ihn und seinen Hof drehte sich alles. Er wurde die Sonne seines Landes genannt: der Sonnenkönig Ludwig XIV. Bei seinem Begräbnis aber sollen aus der Volksmenge Steine gegen seinen Sarg geworfen worden sein, denn sein aufwendiger Hof und seine Kriege und Machtkämpfe hatten das Volk ausbluten lassen.

Zur gleichen Zeit legte in den Sümpfen der Ostsee ein anderer König eine Stadt an, die seinen Namen bekam: Sankt Petersburg. 40.000 – 50.000 Menschen ließ dieser König zehn Jahre lang ununterbrochen arbeiten; und es machte ihm nichts aus, dass ein paar Tausende dabei umkamen. Aufgrund seiner unumschränkten Macht, Ideen und Pläne gab ihm die Geschichte sogar den Beinamen „der Große“ und ließ vergessen, dass er widerstrebende Menschen rücksichtslos opferte.



Könige aus den Geschichtsbüchern; Könige, die den Namen tragen „der Große“, „der Schreckliche“, „der Grausame“, „der Schöne“. Ganz selten heißt es einmal von einem König im Beinamen, dass er gütig, heilig oder fromm war.

Und heute, wo Könige kaum noch politische Macht haben, scheinen sich derartige königliche Auswüchse demokratisiert und verallgemeinert zu haben. Wie viele Menschen sind so machtgierig, herrschsüchtig, ehrgeizig und von den eigenen Ideen besessen, dass auch sie „über Leichen gehen“ und versuchen, die Welt in den Griff zu bekommen. Um andere zu tyrannisieren, braucht man nicht königlicher Herkunft zu sein.

Ein anderes Königtum

Wenn dies alles aber nicht auf Jesus zutrifft, wie ist sein Königtum dann zu verstehen?

Im Johannesevangelium wird eine Szene geschildert, wo sich Jesus und Pilatus gegenüberstehen. Auf der einen Seite begegnet uns Pilatus als machtvoller Repräsentant eines Reiches, das vom Rhein bis zum Nil und vom Schwarzen Meer bis zum Atlantik reicht, auf der anderen Seite steht ein Angeklagter, den die besten Freunde im Stich gelassen haben, ein Gescheiterter ohne jeglichen Besitz. Und dieser wagt auf Anfrage des Pilatus zu behaupten: „Ja, ich bin ein König“. Zugleich macht er aber deutlich, dass er kein König im irdischen



*Mein
Königtum
ist nicht
von dieser
Welt.* (Joh 18, 36)

Sinn ist: „Mein Königtum ist nicht von dieser Welt“ (Joh 18, 36).

Es ist also zwecklos, irdische Machtvorstellungen als Maßstab anzulegen. Jesu wahre Größe zeigt sich vielmehr darin, dass er unbeirrt für seinen himmlischen Vater Zeugnis ablegt und dabei in Liebe zu ihm und uns Menschen den Weg der Erniedrigung bis zum Tod am Kreuz freiwillig auf sich nimmt.

Die imperialen und triumphalen Messias-Vorstellungen seiner Jünger hat er deshalb einmal sogar als satanische Versuchung zurückgewiesen. Statt Selbstbehauptung lebte er Selbsthingabe. Er wollte keine Untertanen, sondern Freunde. Er ließ sich nicht bedienen und wollte erst recht nicht verdienen, sondern er diente. Er wusch den anderen nicht den Kopf, sondern die Füße. Seine Königs-

krone bestand schließlich aus Dornen. Scheinbar ohnmächtig erwies er sich letztlich doch als der eigentliche Sieger.

Für die herrschenden Kreise seiner Zeit bleibt er ein lächerlicher Phantast, ein Verlierer, ein frommer Scharlatan, ein einfältiger Volksverführer. Im heutigen Evangelium wird drastisch geschildert, wie sehr er von den führenden Männern des Volkes und von den Soldaten verspottet wird, als er am Kreuz hängt. „Wenn du der König der Juden bist, dann hilf dir selbst!“ – so rufen sie ihm zu.

Viele bleiben bei dieser Verhöhnung passiv, einige werden nachdenklich – und nur wenige erkennen seine Bedeutung und Würde. Auch einer der Verbrecher, die mit ihm am Kreuz hängen, erkennt in ihm den wahren König. Jesus nimmt dieses Bekenntnis an und sagt ihm zu, dass er bei ihm im Paradies leben wird. Seine Macht reicht über den Tod hinaus.

Er macht Liebe sichtbar

Damit sind durch Jesus Maßstäbe gesetzt worden. Er ist „das Ebenbild des unsichtbaren Gottes“, wie es im Kolosserbrief heißt (Kol 1,15). Das heißt: Er zeigt, wer Gott ist. Er macht Gottes Liebe sichtbar, die alles zu heilen vermag; er macht Gottes Macht sichtbar, die die Armen und Geringen groß werden lässt. In Jesus ist Gott selbst Mensch geworden, damit der Mensch sich wieder seiner göttlichen Herkunft bewusst wird.

Nicht Stärke und Macht, Reichtum und Schönheit, Intelligenz und Erfolg sind das Maß aller Dinge, sondern die göttliche Würde, die einem jeden Menschen innewohnt, vom Embryo bis hin zum Sterbenden.

Nach diesen Maßstäben, die Jesus gesetzt hat, wird auch unser Leben beurteilt. Jesus fragt uns deshalb: Wie verhältst Du Dich angesichts der Spielregeln, die in der heutigen Gesellschaft gelten? Spielregeln, die lauten: es muss alles immer höher, weiter, schneller, perfekter und beherrschbarer gehen. Der Stärkere setzt sich durch. Wer verliert, bleibt auf der Strecke.

Nimmst du die Armen und Schwachen wahr und kümmerst du dich um die Geringsten? Oder haben es dir eher die Angesehenen und Mächtigen angetan, von denen du zu profitieren hoffst? Wie gehst Du mit Krankheit, Behinderung und Schwäche um, wie mit Kindern, die noch nicht geboren sind, wie mit Sterbenden auf ihrem letzten Weg?

Jesu Königtum erweist sich gerade auch an dieser Stelle als etwas, das gegen den Trend ist. Es macht auch deutlich, dass menschliches Leben zu keinem Zeitpunkt als eine „wertneutrale Sache“ betrachtet werden darf, über die der Mensch verfügen kann.

Liebe Schwestern und Brüder, auch wenn wir in einer völlig anderen Gesellschaft leben als die Menschen



zurzeit Jesu, so sind wir im Grunde doch zu den gleichen Entscheidungen herausgefordert. Immer wieder geht es um die Frage, wovon wir uns leiten lassen.

Es ist nicht gleichgültig, wie man sein Leben gestaltet. Unser Schicksal ist nicht nur fremdbestimmt. Wir selbst richten uns durch unsere eigenen Taten und Unterlassungen, Worte und Gedanken – und das täglich, ja stündlich. Das könnte uns Angst machen, wenn da nicht noch das Vertrauen auf Jesu Liebe und Erbarmen wäre. Schließlich ist der Menschensohn, der Hirt und König, der uns am Ende der Tage die Augen über uns selbst öffnen wird, kein anderer als der, der uns bis zum Äußersten entgegengekommen ist, um uns zu erlösen. Das aber lässt hoffen!

Unser Schicksal ist nicht nur fremdbestimmt. Wir selbst richten uns durch unsere eigenen Taten und Unterlassungen, Worte und Gedanken.



Quelle: Canva

Friedensstifter werden

Predigt zur Christnacht 2023

(Jes 9,1-6 / Tit 2,11-14 / Lk 2,1-14)

„Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden den Menschen seines Wohlgefallens.“ Mit diesem Lobgesang der Engel auf den Feldern von Betlehem endet das heutige Evangelium.

Die Ungewissheit des Friedens

„Friede auf Erden!“ Wie schwer fällt es uns auch an diesem Weihnachtsfest, darauf zu hoffen. Angesichts der vielerorts tobenden und aufkeimenden Konflikte will einem die Vorstellung eines Friedens auf Erden „wie ein dem Rauch der Opiumpfeife entsprungenes Hirngespinnst vorkommen.“ So hat es der Schriftsteller Salman Rushdie kürzlich formuliert. Rushdie kennt selbst die Friedlosigkeit im eigenen Leben.

Seit Jahrzehnten wird er von religiösen Fanatikern bedroht; im letzten Jahr wurde er bei einer Literaturveranstaltung sogar mit einem Messer attackiert und schwer verletzt.

In diesem Jahr hat ihn der Börsenverein des Deutschen Buchhandels mit dem Friedenspreis ausgezeichnet. In seiner Dankesrede entwirft er einen kurzen Abriss über den Frieden in bekannten Mythen und Erzählungen und kommt zu dem Schluss: Was sie über den Frieden sagen, sind keine guten Nachrichten. Frieden – das zeigen die Erfahrungen der Menschheit – stellt sich immer erst am Ende ein, wenn Kriege gekämpft, der Verrat geglückt, Feindes- und Selbstzerstörung vollendet sind. Ist Frieden also nur eine



Quelle/Rechte: Gerhard Feige

Über 20.000 Menschen kommen jedes Jahr zum Weihnachtssingen in die MDCC-Arena in Magdeburg, bei dem der ev. und der kath. Bischof das Weihnachtsevangelium vorlesen.

Zukunftsvision, von der wir selbst nicht wissen, wann und ob sie sich jemals einstellen wird?

Und dann ist auch nicht ganz klar, was man eigentlich unter Frieden verstehen kann, denn das ist ja keineswegs für alle Menschen gleich. Auch dafür gibt der Schriftsteller in seiner Rede ein eindrückliches Beispiel und nimmt dabei Bezug auf aktuelle Konflikte: „Für die Ukraine heißt Friede mehr als nur ein Ende der Feindseligkeiten. Frieden, das ist für sie – und das muss es auch

sein – die Rückgabe aller besetzten Gebiete und eine Garantie ihrer Souveränität. Für den Feind der Ukraine bedeutet Friede die Kapitulation der Ukraine und das Eingeständnis, dass verlorene Gebiete verloren bleiben. Dasselbe Wort, zwei unvereinbare Bedeutungen. Ein Friede für Israel und die Palästinenser scheint sogar in noch weiterer Ferne zu liegen.“

Wie schwer ist es für uns Menschen also, wirklichen Frieden zu schaffen. Und trotzdem bleibt die Sehnsucht

nach Frieden – nach dem Frieden am Ende eines Krieges, aber auch nach dem kleinen Frieden in unserem eigenen Leben und der Welt um uns herum.

Weihnachten ist auch Suche nach Frieden

An Weihnachten hoffen viele von uns, wenigstens ein Stück solchen Friedens zu erfahren, eine Zeit der Entspannung oder sogar beschaulicher Idylle. Nach einem Jahr voller Höhen und Tiefen suchen wir in dieser Zeit intensiver den Rückzug auf uns selbst und die Nähe zu unseren Familien und Freunden.

Gleichzeitig wird gerade dann aber die Spannung deutlich, in der unser Leben immer wieder steht. Wenn alles etwas zur Ruhe kommt, spüren wir die Lücke, die geliebte Menschen hinterlassen haben, oftmals schmerzlicher als sonst. Wenn der Alltag einmal für kurze Zeit aussetzt und jede Form der Ablenkung fehlt, fallen wir da nicht manchmal wie in ein Loch und fühlen uns einsam und verlassen. Und es tritt auch die Kluft deutlicher hervor, zwischen denen, die alles haben, und jenen, denen es am Nötigsten fehlt. Dann rückt die Friedlosigkeit unserer Zeit noch nachdrücklicher ins Bewusstsein.

Aber gerade in dieser Situation hören wir jedes Jahr wieder die Worte des Propheten Jesaja und sind in besonderer Weise empfänglich für seine Botschaft: „Denn ein

Kind wurde uns geboren, ein Sohn wurde uns geschenkt. Die Herrschaft wurde auf seine Schultern gelegt. Man rief seinen Namen aus: Wunderbarer Ratgeber, Starker Gott, Vater in Ewigkeit, Fürst des Friedens. Die große Herrschaft und der Friede sind ohne Ende.“ (Jes 9,5f.)

Auch in unheilvollen Zeiten der Geschichte haben Menschen diese Botschaft gehört, in Kriegen und anderen Katastrophen, auf der Flucht und fern ihrer Heimat, unterdrückt, verfolgt oder inhaftiert, beim Verlust lieber Angehöriger und Freunde oder schwer erkrankt.

Und viele haben darin Trost gefunden. Unmissverständlich wird da ja angekündigt: Der, der den Frieden auf Erden bringen soll, der ist schon da! Ja, daran will das Weihnachtsfest



*Der, der den
Frieden auf
Erden bringen
soll, der ist
schon da!*

in jedem Jahr aufs Neue erinnern: Auf Frieden müssen wir nicht erst noch warten, uns gedulden, bis zum Ende aller Konflikte und Belastungen. Nein, mit der Geburt des Menschensohnes hat der Frieden auf Erden bereits begonnen und ist mitten unter uns.

Dieser Frieden kommt zu uns als Kind, in Windeln gewickelt und in einer Krippe liegend, weil nirgends sonst Platz für es war. Darin besteht das eigentlich Hoffnungsvolle und Tröstliche der Weihnachtsbotschaft: Frieden gibt es schon, oftmals jedoch erst oder nur unscheinbar und zaghaft, in seiner Wirkung aber durchaus wahrnehmbar und heilsam.

Und doch bleibt sie, die Sehnsucht nach vollkommenem Frieden, der alle Menschen miteinschließt und niemanden zurücklässt. Diese bleibende Sehnsucht macht deutlich, dass wir immer auch in der Spannung zwischen dem „schon“ und dem „noch nicht“ leben: Frieden gibt es schon, aber ein vollkommener Frieden steht noch aus.

Friedensstifter werden

Dieser angebrochene Frieden, von dem wir an Weihnachten hören und den viele von uns auch immer wieder in den kleinen Momenten ihres Lebens erfahren, kann uns Hoffnung und Kraft geben, uns für einen umfassenderen Frieden einzusetzen. Denn – das merken wir angesichts der Konflikte – Frieden stellt sich



*Dieser Frieden
kommt zu
uns als Kind,
in Windeln
gewickelt und
in einer Krippe
liegend, weil
nirgends sonst
Platz für es
war.*

nicht allein ein, Frieden muss gestiftet werden. Anders als in früheren Zeiten verstehen wir Frieden heute nicht bloß als die Abwesenheit von Krieg. Zusammen mit einem größeren Bewusstsein für die Komplexität unserer Welt ist auch die Einsicht gewachsen, dass nachhaltiger Frieden ein weitaus vielschichtigeres Geschehen ist. Es setzt die Bereitschaft für einen echten Dialog voraus und den Willen, Strukturen abzuschaffen, die Ungerechtigkeiten befördern und für den Großteil der Menschen den Zugang zu dem verwehren, was die Grundbedürfnisse stillen kann. Ausreichende Nahrung und freien Zugang zu sauberem Wasser, gleiches Recht auf Bildung und echte Teilhabechancen, Entwicklungsperspektiven für alle ohne Abhängigkeiten – das sind Voraussetzungen, die erst noch geschaffen werden müssen.

Frieden beginnt in uns selbst

Dass Frieden gelingt, kann nicht nur auf den Schultern Einzelner lasten. Jeder und jede von uns kann daran aber mitwirken: in einer vorurteilsfreien Haltung anderen gegenüber, einem freundlichen Wort, einer echten Begegnung. Um aber für einen wahren Frieden einzutreten, genügen angesichts von Hass und Gewalt, Unbarmherzigkeit und Niedertracht wohl kaum nur guter Wille und tolerantes Verhalten; vielmehr gehören dazu auch Tapferkeit gegenüber dem Bösen, Ausdauer im Leiden und Mut zur Freiheit und Stärke. Wenn es

um die Würde des Menschen geht, darf nicht klein beigegeben werden. Darum muss Versöhnung auch immer wieder durch Anfechtung und Bedrohung hindurch erkämpft und geschützt werden.

In jedem Gottesdienst bitten wir um den Frieden Gottes und sprechen ihn uns gegenseitig zu. So kann Frieden im Kleinen wachsen. Lassen wir uns auch in diesem Jahr von der Zusage der Weihnachtsbotschaft anrühren und werden wir selbst zu Menschen, die Frieden stiften und Geborgenheit vermitteln.

Ich wünsche Ihnen, dass Sie dafür aus den kleinen und friedvollen Momenten im Leben und besonders in diesen Tagen Hoffnung und Kraft schöpfen können. In diesem Sinn: ein gesegnetes und gnadenreiches Weihnachtsfest!



Menschwerdung

Predigt zum Pontifikalamt am 1. Weihnachtsfeiertag 2023

(Jes 52,7-10 / Hebr 1,1-6 / Joh 1,1-18)

„deus incarnatus est“ – Gott ist Mensch geworden! Das ist die zentrale Botschaft von Weihnachten. Als aber – so heißt es – die Zeit erfüllt war, sandte Gott seinen Sohn in die Welt.

Jesus als lebendiger Sohn Gottes

Und dieses Ereignis ist historisch festzumachen in der Person des Juden Jesus von Nazareth in Palästina zur Zeit des römischen Kaisers Augustus und des syrischen Statthalters Quirinius vor über 2000 Jahren. Wie die Evangelien berichten, galt er als Sohn des Joseph aus Galiläa, einem Nachkommen Abrahams und des Königs David. Von Geburt an wuchs er in der jüdischen Tradition auf, kannte deren heilige Schriften

und Bräuche und sah sich zunächst nur zum Volk Israel gesandt.

Ohne diese Verwurzelung und diesen Kontext wäre überhaupt nicht zu verstehen, was Kirche ist und worum es ihr geht. Auch wenn ihr Weg sich später von dem des Volkes Israel trennte und Christen sich in den vergangenen Jahrhunderten gegenüber den Juden in schrecklicher Weise mit schuldig gemacht haben, gehört die jüdische Religion doch nach wie vor zu ihrem Inneren, sind die Juden sogar – wie Papst Johannes Paul II. es ausgedrückt hat – „unsere bevorzugten“, ja „unsere älteren Brüder“.

Da erscheint es mehr als makaber, dass einige deutsche Theologen in der Zeit des Nationalsozialismus

Gott oder Mensch – oder beides zugleich?

versucht haben, das Christentum gewissermaßen zu „entjuden“, alle Texte entsprechend zu „säubern“ und aus Jesus einen „Arier“ zu machen. Angesichts all dessen, aber vor allem auch um der Würde und Religionsfreiheit eines jeden Menschen willen, ist es nicht hinnehmbar, wenn heutzutage in unserer Gesellschaft wieder antisemitische Tendenzen um sich greifen und Juden um Leib und Leben fürchten müssen. Dem ist entschieden entgegenzutreten.

Gott offenbart sich in einem Menschen und wird selbst ganz Mensch, zu einer bestimmten Zeit und an einem bestimmten Ort. „Mit Menschenhänden“ – so formuliert es das Zweite Vatikanische Konzil (GS 22) – „hat er gearbeitet, mit menschlichem Geist gedacht, mit einem menschlichen Willen hat er gehandelt, mit einem menschlichen Herzen geliebt.“ Von dieser Menschlichkeit berichten die Texte der Evangelien. Ungeduldig und wütend

begegnet uns dort Jesus, wenn er die Händler aus dem Tempel jagt; müde und erschöpft nach den vielen Begegnungen sucht er immer auch den Rückzug und das Gebet; und schließlich zeigt er am Kreuz neben jeder Souveränität auch eine verzweifelte und ängstliche Seite.

Der menschengewordene Gott teilt unser Schicksal und geht den Lebensweg des Menschlichen, damit alle wirklich verstehen und aus der Zusage leben können, dass Gott den Menschen ganz angenommen hat, mit allem, was das menschliche Dasein ausmacht.

Die Menschlichkeit Jesu ernst nehmen

Und trotzdem, wie schwer fällt es, diese Grundannahme des christlichen Glaubens wirklich nachzuvollziehen? Schon die frühe Kirche hat darum gerungen, zu verstehen, wer Jesus Christus war: Gott oder Mensch – oder beides zugleich? Und in welchem Verhältnis stehen dann die Göttlichkeit und die Menschlichkeit Jesu zueinander? Das waren die drängenden Fragen der ersten Konzilien, auf die man eine gemeinsame Antwort zu finden versuchte.

Zunächst fiel diese zu Gunsten der Göttlichkeit und der Überzeugung aus, Jesus besitze nur eine göttliche Natur. Letztlich hat sich aber die Auffassung durchgesetzt, dass Jesus ganz Mensch und ganz Gott war. Denn nur, wenn er wirklich Gott war,

kann er die Menschen erlösen. Und nur, wenn er das Menschsein ganz angenommen hat, sind wir erlöst.

Bis heute bleibt die Vorstellung eines menschengewordenen Gottes schwer zugänglich. Das belegt auch die jüngste Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung der Evangelischen Kirche in Deutschland und der Deutschen Bischofskonferenz. Ihr zufolge glauben lediglich noch 29 Prozent der befragten evangelischen Kirchenmitglieder und 32 Prozent der katholischen Kirchenmitglieder an einen Gott, „der sich in Jesus Christus zu erkennen gegeben hat“.

Die Schwierigkeit, sich auf die Konsequenzen der Menschlichkeit Jesu einzulassen, zeigt sich auch in be-

stimmten Richtungen der Theologie. Manche meinen, genau zu wissen, was Jesus für alle Zeiten offenbart habe und wolle. Damit machen sie aus ihm ein göttliches Überwesen, das die menschliche Natur nicht angenommen, sondern in sich aufgelöst hat. Anders ausgedrückt, wird er dadurch gewissermaßen zu einem „göttlichen Lautsprecher ewiger Wahrheiten“ und – interessengeleitet – zu einem Garanten traditionalistischer und fundamentalistischer Positionen.

Das aber bedeutet, die historische Dimension seiner Verkündigung zu missachten. Um richtig zu verstehen, was Jesus wollte, ist es jedoch unerlässlich, ihn auch auf dem Hintergrund seiner Zeit zu deuten. Daraus folgt jedoch keine Beliebigkeit. Jesu

Licht-Installation vor dem Magdeburger Dom



Sprechen und Handeln bleibt für uns Richtschnur und Orientierung. Die Menschlichkeit Jesu ernstzunehmen, bewahrt aber davor, allzu triumphalistisch und rigoristisch angeblich zeitlose Lehren zu verfechten und jede Form des Nach- und Weiterdenkens auszuschließen.

Die göttliche Würde des Menschseins

Und auch für uns hat die Menschlichkeit Jesu etwas Tröstliches. Wir dürfen uns mit unseren Zweifeln, Sorgen und Ängsten, aber auch mit unseren zutiefst menschlichen Gefühlen, Freuden und Hoffnungen von Gott angenommen wissen. Denn Gott ist Mensch geworden, damit wir gewissermaßen vergöttlicht werden.

Dabei – so formuliert es der Kirchenvater Thomas von Aquin – hebt die Gnade die Natur nicht auf, sondern setzt sie voraus und vollendet sie. Diese Vervollkommnung ist etwas anderes als die vielfach zu beobachtende Idee der Selbstvergöttlichung durch Technik und Fortschritt, die oftmals gerade nicht mit einem Mehr an Menschlichkeit einhergegangen ist und geht. Gott ist Mensch geworden, damit sich der Mensch der ihm von Anfang an zugesprochenen Gottesebenbildlichkeit bewusst wird und die Würde seines Menschseins immer tiefer begreift.

In dieser Hinsicht erweist sich die Geschichte der Menschheit als ein ständiger Prozess. Bereits die Antike hatte ein Bewusstsein für die Würde



*Gott ist Mensch
geworden,
um uns seine göttliche Natur
zu schenken.*

des Menschen. Allerdings wurde diese Würde nur wenigen zuerkannt, Frauen und Sklaven waren davon ausgenommen.

Dagegen hatte das Mittelalter ein geringes Vertrauen in den Menschen in seinem diesseitigen Leben und setzte alles auf die vertröstende Hoffnung im Jenseits, auf das Leben nach dem Tod. Erst in der Renaissance rückte der einzelne Mensch ins Zentrum, und es dauerte noch bis in die Zeit der Aufklärung, bis sich die Idee der Menschenwürde rechtlich und politisch für alle durchsetzen konnte und die Menschenrechte, die ausnahmslos allen Menschen gelten, formuliert wurden. Doch noch immer steht die vollständige Anerkennung und Umsetzung der damit einhergehenden Verwirklichung der Gleichheit aus.

Um die Menschwerdung geht es also beim Weihnachtsfest: die Menschwerdung Gottes, aber auch die Menschwerdung des Menschen. Angesichts der wachsenden Beobachtung, dass die Achtung voneinander abnimmt, Umgangs- und Verständigungsformen an Aggressivität zunehmen und unverschämtes Verhalten immer mehr um sich greift, braucht es ein Mehr an Menschwerdung.

Solchen Tendenzen und Entwicklungen kann und darf dabei nicht mit denselben primitiven Methoden begegnet werden, sondern nur mit mehr Menschlichkeit. Dies legt uns

auch der Gedanke der Gottebenbildlichkeit nahe. Gerade wir Christinnen und Christen sollten uns „von niemandem darin übertreffen (lassen), groß vom Menschen zu denken.“

Gott ist Mensch geworden, um uns seine göttliche Natur zu schenken. Nehmen wir dieses Geschenk an. Geben wir anderen Zeugnis von der Hoffnung, die uns als Christinnen und Christen trägt. Und tragen wir mit dazu bei, dass die Menschlichkeit unter uns nicht auf der Strecke bleibt, sondern das Handeln möglichst vieler im persönlichen und gesellschaftlichen Leben bestimmt. In diesem Sinn wünsche ich uns allen ein zu Herzen gehendes und ermutigendes Fest.



Quelle: Canva

Gemeinsam und weltoffen

Neujahrsansprache 2024 von Bischof Dr. Gerhard Feige

Couragiert unterwegs! Das gilt für uns im Bistum Magdeburg auch weiterhin. Keine Frage! Vieles hat uns in der Vergangenheit bedrückt: die Missbrauchskrise und der Verlust an Glaubwürdigkeit, religiöses Desinteresse und sinkende Mitgliederzahlen. Unsere Kirche hat zunehmende Finanz- und Personalsorgen, und es gibt einen Stau an längst fälligen Reformen.

All diesen Herausforderungen wollen wir uns auch 2024 wieder stellen: durch einen offensiven Umgang mit allen Verdachtsfällen sexualisierter Gewalt, eine solide Aufarbeitung vergangener Vergehen und verantwortungsbewusste Präventionsmaßnahmen. In der Leitung von Pfarreien beziehen wir immer

mehr Ehrenamtliche ein. Wir sind mitten im Haushaltssicherungsprozess. Und vor allem: Wir sind weiterhin vor Ort bei den Menschen – leisten Seelsorge in diesen bewegten Zeiten.

Und: Wir wollen unseren Weg in die Zukunft synodaler – das heißt gemeinsamer – beraten und entscheiden und damit noch bewusster auf die Sorgen und Nöte der Menschen eingehen. Damit sind wir ganz auf der Linie des Synodalen Weges in Deutschland und seiner Erneuerungsvorstellungen sowie des weltweiten Synodalen Prozesses. Er hat deutlich gemacht, dass unsere hiesigen Probleme und Erwartungen durchaus auch anderswo präsent sind.

Dabei leitet uns die Vorstellung, die Botschaft und Lebensweise Jesu Christi als schöpferische Minderheit in ökumenischer Gesinnung und in Kooperation mit anderen Partnern in der Gesellschaft heilsam und menschenfreundlich einzubringen. „Denn“ – so heißt es schon in der Bibel (2 Tim 1,7) – „Gott hat uns nicht einen Geist der Verzagttheit geschenkt, sondern den Geist der Kraft, der Liebe und der Besonnenheit.“

In diesem Sinn nehmen wir auch die allgemeinen Verunsicherungen wahr und bemühen uns nach Kräften, für die Menschenwürde aller, gegen jegliche Diskriminierung einschließlich des Antisemitismus sowie gegen die Untergrabung der Demokratie einzutreten.

30 Jahre Bistum Magdeburg

Mit Blick auf 2024 freuen wir uns, einen neuen Jugendseelsorger, einen neuen Caritas-Direktor und eine neue Pressesprecherin begrüßen zu dürfen. 30 Jahre gibt es nun schon wieder das Bistum Magdeburg – dieses Jubiläum steht 2024 an. Wir werden es bei unserer großen Bistumswallfahrt zur Huysburg bei Halberstadt am 1. September feiern.

Weitere ermutigende Anlässe werden gleich im Januar mein Neujahrsempfang sein, der diesmal den Engagierten in der Kinder- und Jugendarbeit gewidmet ist, sowie das schon traditionelle Treffen mit zahlreichen Firmanden in unserem

*Gott hat uns
nicht einen Geist
der Verzagttheit
geschenkt, sondern
den Geist der Kraft,
der Liebe und
der Besonnenheit.*

(2 Tim 1,7)

Jugendhaus in Roßbach. Im April folgt dann die 72-Stunden-Aktion des Bundes der Katholischen Jugend (BDKJ) und Ende Mai der Katholikentag in Erfurt, zu dem etwa zwanzigtausend Teilnehmerinnen und Teilnehmer aus ganz Deutschland erwartet werden.

Ende Juli machen sich außerdem auch viele Ministrantinnen und Ministranten aus unserem Bistum zu einer internationalen Wallfahrt auf den Weg nach Rom. Und im Herbst schließlich werden in unserem Bistum die Mitglieder für die Kirchenvorstände und Pfarrgemeinderäte wieder neu gewählt. Zudem tagt im November die Weltbischofssynode nunmehr zum zweiten Mal. Die Erwartungen nach konkreten Ergebnissen sind hoch.



Rechte: Bistum Magdeburg

„Um Gottes und der Menschen willen“ – das ist der Leitspruch des Bistums Magdeburg.

Mit Gottes Hilfe für die Menschen

Neben diesen besonderen Ereignissen findet unser kirchliches Engagement auch weiterhin seinen selbstverständlichen Ausdruck in Caritas, Erziehung und Bildung. Dazu gehören Kindertagesstätten und Sozialstationen, Behinderten- und Altenpflegeheime, Krankenhäuser und Hospize, Jugendclubs und Beratungsdienste sowie acht Schulen.

von Haupt- und Ehrenamtlichen zeigen, worum es uns geht: den Blick zum Himmel offenzuhalten und um Gottes und der Menschen willen hilfreich zu sein.

Ich wünsche uns allen ein gesegnetes neues Jahr, viel Kraft und Elan, Mut und Fantasie, Freude und Zuversicht.

Darüber hinaus versuchen wir uns mittels katholischer Akademiearbeit und Erwachsenenbildung sowie verschiedener Initiativen von Vereinen und Verbänden in den gesellschaftlichen Diskurs einzubringen. Ich bin sehr dankbar dafür, dass tausende



Quelle: Uwe Graf - stock.adobe.com

Einheit in Vielfalt

Predigt zu Epiphanie 2024

(Jes 60,1-6 / Eph 3,2-3a.5-6 / Mt 2,1-12)

Von weit her, aus dem Osten, sind die Sterndeuter dem Stern gefolgt, den sie als Zeichen für die Geburt des Königs der Juden deuten. „Nationen“ – so schreibt es der Prophet Jesaja (60,3f.) – „wandern zu deinem Licht und Könige zu deinem strahlenden Glanz. [...] Sie alle versammeln sich, kommen zu dir.“ Deshalb sind konsequenterweise – wie es Paulus im Epheserbrief formuliert (Eph 3, 6) – auch alle Heiden Miterben und haben Teil an der Verheißung in Christus Jesus.

Gott erscheint aller Welt, wird Mensch und tritt damit aus seiner himmlischen Wirklichkeit in die irdische Geschichte ein. Und dieses Ereignis ist konkret festzumachen in der Person des Jesus von Nazareth vor etwa 2000 Jahren.

Von Geburt an wuchs er in der jüdischen Tradition auf, kannte deren heilige Schriften und Bräuche und sah sich zunächst nur zum Volk Israel gesandt. Doch schon bald weitete sich sein Sendungsbewusstsein und nach seinem Tod und seiner Auferstehung entbrannte unter seinen Jüngern eine Auseinandersetzung darüber, ob auch Heiden – also Nicht-Juden – Christen werden können. Und als das positiv entschieden war, durchdringt das Evangelium das ganze Römische Reich, überschreitet die Grenzen zu den Germanen und Slawen, erreicht Asien und Afrika und gelangt schließlich zu allen Völkern und Nationen.

Um sich den unterschiedlichen und ihm zunächst fremden Kulturen verständlich zu machen, greift es

Zusätzlich bringen die Migrationsströme der vergan- genen Jahre insgesamt eine größere Vielfalt in unsere Gesellschaft.

dabei auch nichtchristliche Vorstellungen und Gebräuche auf und drückt sich darin aus, übernimmt etwas von ihnen und überformt sie zugleich. Indem die Missionare überall versuchten, an die Lebenswirklichkeit der Menschen anzuknüpfen, konnte ihre Botschaft erst wirklich in den jeweiligen Verhältnissen ankommen und überzeugen. Letztlich ist die vielfältige Inkulturation des Christentums gewissermaßen die Konsequenz aus der Menschwerdung Gottes und seines Eintritts in die Weltgeschichte.

Einheit in Vielfalt, so stellte sich jahrhundertlang das Erscheinungsbild von Kirche dar. Dann aber wurde nach der Reformation und angesichts der revolutionären Unruhen in Europa und dem Sturz der Monarchien die Idee eines Uniformismus und Zentralismus für unsere Kirche immer prägender. Alles sollte überall gleich sein, und die lateinische Sprache, die eigentlich nur wenige verstanden, wurde weltweit zum Symbol dafür.

Man verstand sich als eine perfekte Gesellschaft, in der alles bis ins Letzte geregelt war, vom Glauben über die Moral bis hin zur Disziplin. Das gab vielen ein Gefühl von Sicherheit und bildete für sie einen festen Anker in einer Zeit zunehmend unüberschaubarer Entwicklungen.

Die Vielfalt der Kulturen

Doch mit dem II. Vatikanischen Konzil rückten die Pluralität der Kulturen wieder stärker in den Vordergrund und damit die Unterschiede in den Bedürfnissen und Voraussetzungen der Menschen.

Und wie sieht es heute in unserer Welt aus? Da gibt es nicht nur die Unterschiede zwischen den Generationen und Milieus, denen Menschen angehören. Zusätzlich bringen die Migrationsströme der vergangenen Jahre insgesamt eine größere Vielfalt in unsere Gesellschaft. Dadurch werden wir mit Themen und Prägungen konfrontiert, die den meisten von

uns bisher wenig vertraut waren. Hinzu kommt noch, dass inzwischen die Lebensentwürfe und Lebensformen vieler immer pluraler und individueller werden.

Vielfalt ist es, was unsere Zeit entscheidend kennzeichnet. Ebenso vielfältig ist die Art und Weise, wie Menschen darauf reagieren: die einen mit Sorge und Angst, Unverständnis und Ablehnung oder Wut und Hass, andere hingegen mit Interesse und Aufgeschlossenheit.

Wir erfahren uns gesellschaftlich wie innerkirchlich inzwischen als gespalten. Dieses Gefühl großer Verunsicherung wird von bestimmten politischen Gruppen nur allzu gerne genutzt, um gegen die Vielfalt eine vermeintliche „Volkseinheit“ zu beschwören. Und traditionalistische oder evangelikale Christen sehen darin dekadente und blasphemische Züge.

Zweifellos ist Vielfalt ein Gewinn, können unterschiedliche Meinungen und Kulturen bereichern und unseren Horizont weiten. Ohne eine gewisse Einheit allerdings besteht die Gefahr, sich zu entfremden und auseinanderzuleben. Doch was könnte zusammenhalten und verbinden? Grundlegend sind dafür wohl die Achtung der Menschenwürde, Respekt und Anstand, die Bereitschaft, solidarisch und barmherzig miteinander umzugehen, sowie eine generelle Orientierung am Gemeinwohl.

Auch die Weltbischofssynode, die in diesem Jahr nächste Schritte geht, scheint dieser vielfältigen Wirklichkeit gerechter werden zu wollen. „Wir werden“ – so heißt es in ihrem Zwischenbericht – „auch sagen müssen, dass es nicht leicht ist, Ideen zu hören, ohne sofort der Versuchung zu erliegen, etwas zu erwidern; den eigenen Beitrag als Geschenk für andere und nicht als absolute Gewissheit anzubieten.“¹



¹ Auf dem Weg zu einer synodalen Kirche in der Sendung. Synthese-Bericht, 3.

Eine solche Haltung des gegenseitigen Hörens hat Papst Franziskus bereits in der ersten Phase stark in den Vordergrund gerückt. Einheit in Vielfalt – so betont er häufig – setzt Dialog statt Diskussion voraus, verlangt, die unterschiedlichen Meinungen ins Gespräch zu bringen und dabei immer auch offen dafür zu bleiben, dass sich meine bisherige Meinung ändern oder weiten kann.

Auch die Kirche hat sich im Laufe der Jahrhunderte verändert, und das nicht nur in Kleinigkeiten. Schließlich ist sie sowohl in ihrer äußeren Gestalt als auch in ihrer Theologie, ihrem Selbstverständnis und ihrer Verkündigung nicht zeit- und raumlos, sondern dialogisch inmitten der Weltgeschichte unterwegs und davon geprägt. Das aber bedeutet auch, das Evangelium immer wieder in die jeweiligen Verhältnisse zu übersetzen, bedeutet Inkulturation und Aggiornamento, Vergegenwärtigung im Hier und Heute. In den letzten Jahrzehnten markiert besonders die Anerkennung der Religions- und Gewissensfreiheit sowie der Menschenrechte einen bedeutsamen Bruch mit den bisherigen Überzeugungen, ebenso der Eintritt in die ökumenische Bewegung und den interreligiösen Dialog oder jüngst die Verwerfung der Todesstrafe.

Könnte der Geist Gottes uns nicht – so wage ich zu fragen – auch zu weiteren Erkenntnissen führen? Im Französischen wird – worauf Yves Congar verweist – zwischen der „Tradition“

und den „traditiones“ unterschieden. Die groß geschriebene einzigartige Tradition ist – theologisch verstanden – die Treue zur unüberbietbaren Offenbarung Gottes in Jesus Christus durch den wechselvollen Lauf der Geschichte hindurch.

Die klein geschriebenen Traditionen hingegen sind historisch und kulturell bedingte Formen, die dem Glauben im jeweiligen Kontext einen lebendigen Ausdruck verleihen, für die Nachwelt aber nicht unbedingt erforderlich bleiben müssen. In vielem spiegeln sie positiv wie negativ den Zeitgeist vergangener Epochen wider und sind damit veränderbar. Freilich darf das nicht nach Gutdünken geschehen. Verantwortungsbeusste Überlegungen und Entscheidungen sind gefragt.

Unterschiedliche theologische Schulen

Einheit in Vielfalt – ist eine kostbare, aber auch spannungsreiche Wirklichkeit, die von Anfang an zum Christentum gehört. So hat man zum Beispiel schon die vier Evangelien trotz ihrer Unterschiede nicht zu einem Standardtext harmonisiert. Zudem gab und gibt es sehr unterschiedliche Orden und andere geistliche Gemeinschaften, theologische Schulen und Denkrichtungen, Traditionen und Erneuerungsbewegungen, Frömmigkeitsformen und Bräuche. Ja, zu unserer Weltkirche gehören sogar 23 katholische Ostkirchen mit eigenen Riten und einem eigenen

Recht. Und die vielen Heiligen, derer wir uns rühmen können, entsprechen nicht unbedingt nur einem Ideal, sondern sind bisweilen schon sehr speziell.

Epiphanie und Inkarnation gehören zusammen, Transzendenz und Immanenz, Offenbarung und Verleiblichung, Endgültigkeit und Geschichte, Beständigkeit und Veränderung. Möge es uns als Christen und Kirche gelingen, auf diesem spannungsreichen Weg, der mit der Erscheinung und Menschwerdung des Herrn seinen Anfang genommen hat, die Vielfalt zu schätzen und die Einheit zu bewahren.

**Einheit**
*in Vielfalt –
ist eine kostbare, aber
auch spannungsreiche
Wirklichkeit, die von
Anfang an zum Christen-
tum gehört.*



Bischof Feige im Gespräch mit ARD-Autorin Anna Schmidt während des TV-Drehs für den Film „Kirche und die AfD“. Rechte: Bistum Magdeburg

Eintreten für die Demokratie

Gemeinsames Wort der nord-ostdeutschen Bischöfe vom 19. Januar 2024

2024 ist ein Jahr der Wahlen. Die Wahlen zum Europäischen Parlament, zu den Landtagen von Brandenburg, Sachsen und Thüringen sowie auf kommunaler Ebene fordern unsere Verantwortung. Wir stehen als Gesellschaft national wie auch auf europäischer Ebene vor großen und komplexen Herausforderungen. Deren Folgen spüren wir schon jetzt. Ihre Bewältigung verlangt uns viel ab.

Viele Menschen verstehen politische Entscheidungen nicht mehr. Sie sind verunsichert, wütend und haben Angst vor dem sozialen Abstieg. Das darf uns nicht dazu bringen, uns von populistischen Aussagen und scheinbar einfachen Lösungen vereinnahmen zu lassen.

Wir Bischöfe beobachten diese Entwicklungen in unserem Land mit Sorge. Demokratische Prozesse und Institutionen werden angezweifelt und verächtlich gemacht. Populistische, rechtsextremistische und antisemitische Positionen werden zunehmend salonfähig. Misstrauen, Hass und Hetze treiben die Gesellschaft auseinander.

Spätestens die Schrecken der Weltkriege und die Gräueltaten des NS-Regimes haben uns gelehrt: Die unantastbare Würde des Menschen zu achten und zu schützen muss die oberste Richtschnur jedes staatlichen Handelns sein. Politische Parteien, die diesen Grundsatz in Frage stellen, können nach unserem Verständnis keine Alternative sein.

Deshalb verknüpfen wir dieses Wort nicht nur mit dem Aufruf zur aktiven Teilnahme an den Wahlen in diesem Jahr, sondern auch mit einer eindringlichen persönlichen Bitte: Treten Sie ein für unsere freie und vielfältige Gesellschaftsordnung auf der Grundlage unserer Verfassung!

Bedenken Sie bei Ihrer Wahlentscheidung: Die Orientierung an den christlichen Wurzeln unserer Gesellschaft, an den Menschenrechten, an der Gleichheit der Menschen in allen Lebensphasen, an den Werten der Demokratie, eines sozialen Rechtsstaats und einer sozialen Marktwirtschaft hat unserem Land Frieden und Wohlstand gebracht. Auf dieser

Grundlage werden wir auch die Herausforderungen unserer Zeit bewältigen.

Krude Ausweisungsphantasien für Migranten und ihre Unterstützer, die Ablehnung von Schutzangeboten für Geflüchtete, die Ausgrenzung von Menschen mit Behinderung, der alleinige Fokus auf Leistungsfähigkeit, die Leugnung des menschengemachten Klimawandels und die pauschale Verächtlichmachung von politischen Akteuren und Institutionen sind mit diesen Grundwerten unserer Gesellschaft unvereinbar.

Wir Bischöfe bringen daher ganz klar zum Ausdruck, dass wir vor dem

Der Film „Kirche und die AfD“ wurde am 2. Juni 2024 in der ARD gesendet und ist in der Mediathek verfügbar.



Rechte: Bistum Magdeburg



Quelle/Rechte: privat

v.l.: Generalvikar Dr. Bernhard Scholz und Bischof Dr. Gerhard Feige (Magdeburg), Generalvikar P. Manfred Kollig SSCC und Erzbischof Dr. Heiner Koch (Berlin), Generalvikar P. Sascha-Philipp Geißler SAC (Hamburg), Bischof Heinrich Timmerevers und Generalvikar Andreas Kutschke (Dresden-Meißen), Bischof Wolfgang Ipolt und Generalvikar Markus Kurzweil (Görlitz), Generalvikar Dominik Trost und Bischof Dr. Ulrich Neymeyr (Erfurt).

Hintergrund unseres eigenen Gewissens die Positionen extremer Parteien wie dem III. Weg, der Partei Heimat oder auch der AfD nicht akzeptieren können.

Ihren Überlegungen die langfristigen Folgen für unser Zusammenleben, für Ihre Familien und auch für Sie ganz persönlich. Wählen Sie verantwortungsvoll.

Wir bitten Sie nachdrücklich: Informieren Sie sich vor Ihrer Wahlentscheidung aktiv und aus unterschiedlichen Quellen. Fragen Sie nach Begründungen für politische Positionen. Suchen Sie den kritischen Austausch. Bleiben Sie respektvoll im Umgang. Prüfen Sie bei

Wir als Bischöfe sind überzeugt: Es gibt keine bessere Staatsform als die Demokratie, denn sie ermöglicht uns, in Frieden, Freiheit und Gerechtigkeit zu leben. Lassen Sie uns entschlossen und tatkräftig dafür eintreten und gemeinsam eine gute Zukunft gestalten.

Dr. Heiner Koch, Erzbischof von Berlin
Dr. Stefan Heße, Erzbischof von Hamburg
Dr. Gerhard Feige, Bischof von Magdeburg,
Dr. Ulrich Neymeyr, Bischof von Erfurt
Wolfgang Ipolt, Bischof von Görlitz
Heinrich Timmerevers, Bischof von Dresden-Meißen



Quelle: Canva

Von und mit jungen Menschen lernen

Ansprache beim Neujahrsempfang am 27. Januar 2024
für in der Jugendarbeit Engagierte

„Wenn wir als Neugeborene die Bühne der Welt betreten, hat das Theaterstück unseres Lebens längst begonnen. Es gibt schon Hauptdarsteller, ein Bühnenbild und eine Handlung. Von Natur aus kommen wir zu spät, um den Anfang unseres Lebens selbst gestalten zu können. Wir platzen mitten hinein in eine Familiengeschichte, in Traditionen, Konflikte und Gerüche. (...)“ Mit diesen Worten beschreibt Natalie Knapp, Philosophin und Publizistin, in ihrem Buch: „Der unendliche Augenblick. Warum Zeiten der Unsicherheit so wertvoll sind“ den Beginn des Lebens.

Und weiter: „Der Zeitraum, in dem wir uns erstmals zu fragen beginnen, welches Stück hier aufgeführt wird

und ob man es nicht auch mal ganz anders spielen könnte, ist die Pubertät. Wir wünschen uns andere Klammotten, neue Texte und hey, vor allem auch bessere Musik.“

Vielleicht denken Sie jetzt zurück, wie es bei Ihnen war, welche Bühne Sie vorgefunden haben, welche Familienkonstellation, religiösen Prägungen und Werte, Geschwister, Eltern, Wohnung, Rituale und wo Sie aufgebrochen sind.

Fast vierzig Jahre DDR-sozialisiert ist mir erst in der letzten Zeit bewusst geworden, dass ich – sechs Jahre nach dem Ende des II. Weltkrieges geboren – auch noch von dessen Nachwirkungen geprägt worden bin. Durch den sozialistischen Staat



Quelle: Canva

mit seiner marxistisch-leninistischen Weltanschauung und den Versuchen, das Leben aller in den Griff zu bekommen, herausgefordert, habe ich andererseits erfahren, wie wohlthuend und bereichernd christlicher Glaube und kirchliche Beheimatung sein können.

Jugendliche suchen nach der Rolle, die sie für den Rest ihres Lebens begleiten soll, sie machen sich Gedanken über ihre Identität, über ihre Werte und darüber, ob die Welt notwendigerweise so sein muss, wie sie ist. Sie sind erstaunlich kreativ, risikofreudig, offen für Neues – und dabei auch verletzlich. Darum brauchen junge Menschen gute Gemeinschaft, vor allem mit Gleichaltrigen.

Wie sehr diese nötig ist, zeigen uns Auswirkungen der Coronapandemie. Junge Menschen sollten und mussten sich und die ältere Generation schützen und deshalb auf Kontakte verzichten. Mancher war der Überzeugung, dass die Jugend das leicht wegsteckt, dass sie – in der Fülle ihres Jungseins – noch so viel Zeit vor sich hat, Versäumtes nachzuholen. Heute wissen wir, wie sehr es den meisten Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen gefehlt hat, unter ihresgleichen zu sein, zu spielen, zu lachen, das Herz auszuschütten, Kummer und Freude zu teilen.

Ein Zuwachs an Depressionen unter jungen Menschen erschreckt uns. Dazu kommen gesellschaftliche Krisen, Kriege und ökologische Bedrückungen, die zu Lasten der nachkommenden Generation gehen. All dem stellen sich viele junge Menschen auf bewundernswerte Weise. Und doch ist klar, dass sie nicht die ganze Last der Gegenwarts- und Zukunftsbewältigung

tragen können und auch nicht müssen, sondern zuallererst das Recht haben, sein zu dürfen und ihren Weg zu suchen und zu gehen.

Wo ist die Jugend?

Ähnliches gilt für die Kirche. Junge Menschen – so sagen wir es gern – sind Gegenwart und Zukunft der Kirche. Zugleich begegnet mir – zum Beispiel bei Visitationen in den Pfarreien – oft die Frage: Wo sind die Jugendlichen? Was können wir tun, um sie wieder an unsere Pfarrei zu binden? Jugendliche werden schmerzlich vermisst. Warum?

Seien wir ehrlich: Wir fühlen uns jünger, wenn junge Menschen um uns sind, wir haben das Gefühl von Zukunft, wenn Kinder und Jugendliche die Kirchenbänke am Sonntag füllen. Bei einem Medianalter von 51,5 ist das verständlich. Wenn sie dann da sind, in unseren Kirchen, im Gottesdienst, bei Gemeindeveranstaltungen, dann haben wir es ganz gern, wenn sie gut hineinpassen. Allzu viel durcheinanderbringen sollten sie nicht. Ein wenig bunter könnte es sein – ja – aber doch in der Spur des Gewohnten.

Natürlich wünschen wir uns die Anwesenheit von Kindern und Jugendlichen auch, weil uns der christliche Glaube wichtig, ja sogar lebensnotwendig ist und wir hoffen, dass er den jungen Menschen hilft und dass sie das Evangelium weitertragen – zum Wohl der Menschen.

Und wir spüren, dass wir angesichts zahlreicher Probleme oft schwach sind und neuen Wind, neue Gedanken brauchen. Ich denke hier an die besonders drängenden Fragen des Klimawandels oder des erstarkenden Rechtsextremismus, an Lug und Trug oder Hetze und Hass im Internet oder von Angesicht zu Angesicht. Wir brauchen junge Menschen, die sich für das Leben und die Vielfalt einsetzen und aufstehen, um der Menschenfeindlichkeit etwas entgegenzusetzen. Wir brauchen die Jugend.

Manchmal vergessen wir darüber die Frage: Was brauchen die Jugendlichen? Wie fühlen sie, was wollen sie? Und was wollen sie von uns?

Räume für die Lebenswelt der Jugendlichen schaffen

In den neuen Leitlinien zur Jugendpastoral, die die deutsche Bischofskonferenz 2021 unter dem Titel „Wirklichkeit wahrnehmen – Chancen finden – Berufung wählen“ veröffentlicht hat, wird die Orientierung an den Jugendlichen in den Mittelpunkt gestellt. Es wird festgestellt, dass junge Menschen „in den üblichen Strukturen oft keine Antworten auf das, was sie bewegt, auf ihre Bedürfnisse, Probleme und Verwundungen“ finden.

Und so heißt es dann: „Es ist die Aufgabe der ganzen Kirche, ihnen Raum zu geben und ein Klima zu schaffen, in dem sie sich willkommen und ernst genommen fühlen.“ Das meint

einen Ort, der Behausung schenkt, ein Klima des Willkommen- und Angenommenseins, einen Ort, der nicht ausschließt, sondern integriert und respektiert.

Sie alle in den unterschiedlichen Bezügen – in den Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe im Bereich der Caritas, im Engagement für unbegleitete Geflüchtete, in den Schulen, Kinder- und Jugendzentren, Verbänden und Vereinen, Pfarreien und Pastoralregionen, bei den kinder- und jugendpastoralen Angeboten, den RKWs, Lebenswendefeiern, Freizeiten und Gruppentreffen – setzen sich für solche Orte ein, die Heimat schenken, die die eigene Persönlichkeit fördern, die Wurzeln geben und Flügel wachsen lassen. Durch ihr Vorleben von Menschenfreundlichkeit helfen sie mit, dass Kinder und Jugendliche aufgeschlossen und großzügig sein können. Denn oft sind es nicht zuerst die Inhalte, die wir vermitteln, sondern die Weise, in der wir es tun – offen, kooperativ, dialogbereit, andere Ideen wertschätzend, den größeren Horizont suchend, lebendig – die zum Vorbild wird. Dafür danke ich Ihnen von Herzen.

Die Leitlinien zur Jugendpastoral stellen heraus: Das Ziel, zu beheimaten und junge Menschen in ihrer Persönlichkeit zu fördern, hat unsere kirchliche Jugendpastoral ebenso wie viele Träger aus dem kommunalen, politischen, schulischen oder sportlichen Raum. Wir teilen zentrale Einsichten der allgemeinen Sozialarbeit:

so etwa den entschlossenen Einsatz für verlässliche Beziehungen zu stabilen Bezugspersonen; für eine demokratische und gerechte Gesellschaft, in die junge Leute ihre Potenziale einbringen können; für Chancengerechtigkeit und Armutsbekämpfung; für einen Sozialstaat mit starken Hilfsstrukturen.

Den Blick zum Himmel offenhalten

Sehr gern denke ich – gerade in der derzeitigen Situation – an den Einsatz gegen Rassismus und für Menschenfreundlichkeit in unseren Schulen, den Einrichtungen der Caritas, Pfarreien und Verbänden oder beim BdkJ: so beispielsweise die Kampagne zum Grundgesetz oder die „Demokratiefahnen“, die zur letzten Bundestagswahl vor St. Sebastian und an anderen Orten hingen und dafür warben, Dialog und Solidarität zu wählen. Den Einsatz mit den Partnern in der Gesellschaft für Demokratie und Menschenrechte brauchen wir mehr denn je.

Zugleich können wir als Kirche in besonderer Weise den Blick zum Himmel offenhalten. Glück und ein erfülltes Leben haben elementar mit guten Lebensdeutungen zu tun, mit glaubwürdigen und Mut machenden Erzählungen vom Leben, mit spirituell tiefen und wirksamen Ritualen und inspirierenden Räumen. Das Christentum bietet eine Kultur und eine Sprache, die so etwas vermitteln können. Und es zeigt uns eine Person, Jesus Christus, der die Liebe

*Ich danke
Ihnen sehr für
Ihren Dienst und
wünsche Ihnen
für jede Begeg-
nung in Ihren
Aufgaben Gottes
reichen Segen
und die Freude
an der Vielfalt
des Lebens!*

Gottes in unüberbietbarer Weise erfahrbar gemacht hat und seine Freundschaft anbietet.

Leider geschieht es viel zu oft, dass die frohe Botschaft verdunkelt wird. Und der Missbrauchsskandal bringt das in besonders erschreckender Weise zum Ausdruck. Und doch: Dass kirchliche Jugendarbeit wichtig ist und gelingen kann, zeigt die aktuelle Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung. Wo Menschen im Erwachsenenalter von einer positiven religiösen Prägung erzählen können, reicht das laut Studie meist hinein in das Kinder- und Jugendalter mit sehr erfreulichen Erfahrungen im kirchlichen

Raum oder in anderen christlichen Einrichtungen und Initiativen.

Sie, die heute hier sind, sind Wegbegleiterinnen und Wegbegleiter für junge Menschen. Sie wissen um die Sorgen und Nöte, Freude und Hoffnungen von Jugendlichen. Ihr Engagement, ihre Begleitung im Haupt- und im Ehrenamt kann helfen, dass die Lebenszeit der Jugend für Menschen in unserem Bistum zu einer inspirierenden Entdeckung führt: Nämlich, dass ein Leben nicht nur irgendwie ablaufen muss, sondern selbstbestimmt gewählt und geführt werden kann, dass jede und jeder als Person und Persönlichkeit einmalig und wertvoll und von Gott und den Menschen gewollt ist.

In dieser Begleitung dürfen wir auch selbst von und mit den jungen Menschen lernen und unsere Gewohnheiten und festen Ansichten immer mal wieder auf den Kopf stellen lassen. Denn, so noch einmal die Autorin Natalie Knapp: „Ohne ihre Rebellion müssten wir in einer Endlosschleife dieselben Lieder hören, dieselben Kostüme tragen und dieselben Geschichten reproduzieren. Wir wären gefangen in unserem eigenen Stück.“ Lassen wir uns also zu neuen Stücken auf der Bühne unseres Lebens herauslocken!

Ich danke Ihnen sehr für Ihren Dienst und wünsche Ihnen für jede Begegnung in Ihren Aufgaben Gottes reichen Segen und die Freude an der Vielfalt des Lebens!



Quelle/Rechte: Bernadette Olma

„Dem Rechtsruck widersetzen. Solidarisch. Vielfältig. Demokratisch“

Statement bei der Demonstration des Bündnisses für Demokratie
in Magdeburg am 17. Februar 2024

Deutschland steht auf. Viele erheben sich. Auch wir sind dabei. Und das ist gut so!

Freiheit und Demokratie – so meine Erfahrungen seit dem Ende der DDR-Diktatur – sind grauer als der Traum davon, anspruchsvoll und anstrengend, nicht unbedingt ein Paradies oder Schlaraffenland, aber immer wieder wert, schöpferisch gestaltet und – wenn notwendig – gemeinsam verteidigt zu werden. Gerade jetzt! Keine andere Staatsform hat sich bisher als menschenfreundlicher erwiesen als die freiheitliche Demokratie, erfordert freilich mündige Bürgerinnen und Bürger und die Bereitschaft aller, mit sämtlichen Herausforderungen verantwortungsbewusst umzugehen.

Warum aber stehe ich heute als katholischer Bischof hier? Sicher ist es als Kirche nicht unsere spezifische Aufgabe, Tages- oder Parteienpolitik zu betreiben. Wenn es aber um die grundlegenden Werte unseres Zusammenlebens und das Gemeinwohl geht – die Unantastbarkeit der Würde eines jeden Menschen, Hilfe zur

Selbsthilfe und Solidarität, Gerechtigkeit und Barmherzigkeit, Anstand und Respekt – lasse ich mir den Mund nicht verbieten.

Unser christlicher Glaube tröstet nicht nur in den Unvollkommenheiten des Lebens, sondern drängt und ermutigt uns auch, tatkräftig für eine bessere Welt einzutreten. Und das heißt: soziale Probleme mit zu lösen und Bedürftige zu unterstützen, haupt- wie ehrenamtlich. Zuwanderung und Migration begleiten und prägen uns als katholische Kirche hierzulande schon seit langem, besonders infolge des II. Weltkrieges und der deutschen Wiedervereinigung. Erfreulicherweise erleben wir uns inzwischen sogar als recht international.

Was mir angesichts der gesellschaftlichen Entwicklung Sorge bereitet, ist: Nicht alle, die demokratisch wählen oder gewählt werden, sind auch Demokraten. Manche entpuppen sich inzwischen als „Rattenfänger“ und „Brandstifter“ oder „zündelnde Biedermänner“. Gesellschaftliche Abgründe, die ich nicht mehr für möglich gehalten hätte, tun sich auf. Immer mehr ahne ich, wie Menschen zu allen Zeiten – und damit auch heutzutage – verführt werden können, fürchte ich weniger eine „Überfremdung von außen“ als eine „Entmenschlichung von innen“.

Da sind Wachsamkeit und Zivilcourage vonnöten. Lassen wir uns nicht von Feindbildern und Verschwörungsmethoden beeindrucken! Fallen wir nicht auf Lügen, die Verkehrung von Tatsachen und das „Gift der einfachen Lösungen“ rein! Treten wir im Einsatz für die Menschenwürde jeglichem Extremismus entgegen! Setzen wir uns noch entschlossener für ein tolerantes und friedliches Miteinander ein – mit Herz und Verstand!

In diesem Sinn wünsche ich uns allen eine geistvolle Zukunft, „im Bewusstsein (der) Verantwortung vor Gott und den Menschen“!



Rechte: Bistum Magdeburg



Rechte: Bistum Magdeburg

Bischof Feige während der Demonstration „Dem Rechtsruck widersetzen“ am 17. Februar 2024 in Magdeburg



Quelle: Canva

Erfüllte Zeit

Fastenhirtenbrief 2024

Liebe Schwestern und Brüder, „Die Zeit ist erfüllt, das Reich Gottes ist nahe. Kehrt um und glaubt an das Evangelium.“ Mit diesem programmatischen Ruf beginnt Jesus – wie es der Evangelist Markus (1,15) darstellt – sein öffentliches Wirken und stößt damit bei den Menschen seiner Zeit auf große Aufmerksamkeit. Viele erwarteten schon bald das Ende der Welt.

Dabei gab es durchaus unterschiedliche Vorstellungen von dem, was da kommen könnte. Für die meisten war es die Idee einer Prüfung, die entweder – weil man sich auf der sicheren Seite vermutete – mit Genugtuung erwartet oder aber mit Schrecken gefürchtet wurde.

Jesus hingegen – so vermitteln es die Evangelien (z. B. Mt 11,5) – verbindet damit die Verheißung: „Blinde sehen wieder und Lahme gehen; Aussätziges werden rein und Taube hören; Tote stehen auf und Armen wird das Evangelium verkündet.“ Was er auf diese Weise als Reich Gottes ankündigt, ist wirklich „erfüllte Zeit“. Es eröffnet einen ganz neuen Horizont. Was bisher nicht möglich war, wird Wirklichkeit werden; was nicht einmal gedacht werden konnte, wird sich als neue Form des Zusammenlebens erweisen und ausnahmslos alle einschließen.

Und wir, wie hören wir diese Botschaft heute? Nicht selten macht sich auch bei uns eine Untergangs-

stimmung breit, die wenig mit der Vorstellung einer „erfüllten Zeit“ gemeinsam hat. Zum einen stehen uns die Verwundungen der Welt tagtäglich vor Augen. Zum anderen empfinden viele auch die Situation der Kirche als belastend. Die Zahl derer, die ihr den Rücken kehren, nimmt nicht ab. Manche fühlen sich in ihr nicht mehr beheimatet; andere sind darüber enttäuscht, wie mit den eigenen Verfehlungen umgegangen wird; vielen sagt die Botschaft vom Reich Gottes in ihrem konkreten Leben nichts mehr.

Schon lange merken wir, dass es so wie bisher nicht weitergehen kann. Dazu wird uns in Zukunft auch das Personal fehlen. Immer weniger Menschen stellen sich mit ihrer ganzen beruflichen Kraft in den Dienst der Kirche. Nicht nur in Deutschland sinkt die Zahl der Priester. Zudem

zeichnet sich bei uns auch eine ähnliche Entwicklung bei den Ständigen Diakonen sowie Gemeindereferentinnen und -referenten ab. Das erfüllt uns mit Sorge. Schließlich bleibt unser Auftrag, wie er im Markusevangelium (16,15) formuliert ist: „Geht hinaus in die ganze Welt und verkündet das Evangelium der ganzen Schöpfung.“

Das aber heißt, gerade auch in bedrückenden Zeiten als Kirche – damit sind alle Gläubigen gemeint – die Frohe Botschaft in die Welt zu tragen und den Menschen die damit verbundene Hoffnung erfahrbar werden zu lassen. Wie aber sollen sie – und diese Sorge hat schon Paulus formuliert (Röm 10,14) – davon hören, „wenn niemand verkündigt?“

Gerade deshalb gilt Jesu Wort auch uns heute: Die Zeit ist erfüllt! Der



„Kairos“, der richtige Augenblick ist jetzt. Und es liegt an uns allen, ihn nicht vorbeiziehen zu lassen, sondern ihn beim Schopfe zu packen und die uns möglichen Wege zu gehen.

Das Reich Gottes ist nahe

An vielen Orten unseres Bistums geschieht das auch schon. Menschen setzen ihre Fähigkeiten und Talente tatkräftig ein. Mit ihrem Dienst machen sie deutlich: Das Reich Gottes, von dem Jesus kündigt, ist nicht bloß ein noch ausstehender Zustand in weiter Ferne, es ist vielmehr anfanghaft schon längst in unserer Welt angebrochen.

Man kann es überall dort spüren, wo der Glaube lebt; wo Menschen in Wort und Tat das Evangelium miteinander teilen; wo Einrichtungen ihre Türen öffnen; wo sich Menschen für andere ehrenamtlich engagieren; wo Pfarreien und Gemeinden einladend sind und niemanden ausschließen; wo Lehrkräfte jungen Menschen zu der Erfahrung verhelfen, dass vor jedem Leistungsdruck und Anspruch die bedingungslose Annahme durch Gott steht. An all diesen Orten geschieht Verkündigung. Das macht deutlich, wie vielfältig das sein kann.

Dabei kommt der Predigt eine zentrale Stellung zu. Sie hat ihren festen Platz in der gemeinsamen Feier der Eucharistie und anderer Gottesdienste. Schon lange haben wir die Erfahrung gemacht, dass es auch

hier eine größere Vielfalt braucht, um die Menschen in ihren unterschiedlichen Lebenssituationen anzusprechen und zu stärken. Und es gibt sie auch schon. Zu ihr gehört besonders der Dienst der früheren Diakonatsshelfer, den heute Gottesdienstbeauftragte weiterführen. Er hat in unserem Bistum schon eine lange Tradition. Dafür, dass viele bereit sind, diese Aufgabe mit großem Eifer wahrzunehmen, bin ich sehr dankbar!

Dennoch beschäftigt uns die Frage, wie Verkündigung auch in Zukunft und unter neuen Voraussetzungen geschehen kann. Die Beratungen beim Synodalen Weg haben das Thema verstärkt ins Bewusstsein gerufen. Und auch die Weltbischofssynode sieht darin ein wichtiges Anliegen. Gleichzeitig ist die Frage nach zukunftsfähigen Formen der Verkündigung in unserem Bistum schon seit dem Pastoralen Zukunftsgespräch von 2001 bis 2004 ein wiederkehrendes Moment.

Denkt größer und glaubt an das Evangelium

Die Zeit ist also wirklich erfüllt, und ich meine, der rechte Augenblick ist jetzt, um sich ernsthaft darauf einzulassen und im Sinne Jesu umzukehren. „Metanoieite“ heißt das im griechischen Text. Damit ist nicht bloß gemeint, sich von allem bisher Gewesenen abzuwenden, sich nur umzudrehen und einfach die gegensätzliche Richtung einzuschlagen.

Denkt weiter und größer, über das Vertraute hinaus.

Vielmehr verbindet sich damit die Aufforderung: „Denkt weiter und größer, über das Vertraute hinaus.“ Es wird uns dadurch Mut gemacht, auf den bekannten und vertrauten Pfaden Neues zu wagen.

Bisher nehmen in unserem Bistum vor allem die Priester und Diakone – wie es ihnen durch die Weihe aufgetragen ist – den Dienst der Verkündigung wahr. Aber auch die Gemeindereferentinnen und -referenten sind dazu befähigt und beauftragt. Darüber hinaus spricht das Zweite Vatikanische Konzil sogar allen Christinnen und Christen diese Aufgabe zu. In Taufe und Firmung haben wir alle gemeinsam am prophetischen Amt Christi Anteil. Diese Überzeugung ist auch in unserem Kirchenrecht verankert und wird auch heute noch weitergedacht.

Darum stehen wir alle gemeinsam in der Verantwortung, Zeuginnen und

Zeugen des Reiches Gottes zu sein, inmitten unserer Gesellschaft, aber auch innerhalb unserer Kirche. Möglicherweise ist es allzu oft so, dass die Verantwortung dafür einigen Wenigen zugewiesen wird, die in einem besonderen Amt stehen. Doch denken wir größer! Wir alle sind fähig, von Gott und unserem Glauben zu sprechen – in unseren Familien und Freundeskreisen, am Arbeitsplatz und auch in der Liturgie. Gerade in unserer Ortskirche, die zukünftig immer stärker vom Ehrenamt geprägt sein wird, sollen die Gottesdienstbeauftragten befähigt werden, den Verkündigungsdienst in der Liturgie mit entsprechender Qualifikation im Auftrag der Kirche auszuüben. Denken wir größer von der Wirkkraft des Evangeliums, an das wir glauben und das wir verkünden sollen, Sie und ich gemeinsam.

Liebe Schwestern und Brüder, die kommenden Wochen vor Ostern

bieten einen guten Rahmen, diesem Zu- und Anspruch noch einmal tiefer auf die Spur zu kommen. Ich lade Sie ein, der Frage, wie wir aus Taufe und Firmung heraus in einer gemeinsamen Verantwortung stehen, intensiver nachzugehen. Und ich glaube, an der Art, wie wir diese Frage beantworten, entscheidet sich auch die Zukunft unseres Bistums.

Sprecht über euren Glauben!

Nehmen wir die Fülle der Zeit wahr, erfassen wir die Gegenwart des Reiches Gottes mitten unter uns und denken wir im Vertrauen auf das Evangelium größer von unserem Gott und was er uns in dieser Welt zu sagen hat! Sprechen Sie mit anderen über Ihren Glauben und das, was Ihnen Hoffnung macht! Machen Sie es auch in Ihren Gremien und Gruppen zum Thema! Ich wünschte mir, dass in unserer Kirche noch mehr Frauen und Männer, Junge und Alte, den Dienst der Verkündigung in Wort und Tat wahrnehmen und vielen die Botschaft Jesu Christi glaubwürdig und überzeugend nahebringen können.

Dazu erbitte ich uns allen den Segen des allmächtigen und barmherzigen Gottes, des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.



v.L. Bischof Ulrich Neymeyer (Bistum Erfurt) und Bischof Heinrich Timmermans (Bistum Dresden-Meißen)
im Gespräch mit Bischof Feige aus Magdeburg. Quelle: dbk

Völkischer Nationalismus und Christentum sind unvereinbar

Erklärung der deutschen Bischöfe vom 22. Februar 2024

Deutschland durchlebt eine turbulente Zeit. Die Stimmung ist aufgewühlt und die Gesellschaft polarisiert. Ein wachsender Teil der Bevölkerung lässt sich von rechtsextremistischen oder rechtspopulistischen Bewegungen ansprechen. Im rechtsextremen Milieu wird unter dem Schlagwort „Remigration“ darüber diskutiert, Menschen mit Migrationshintergrund aus dem Land zu drängen. Dass sich dagegen auf den deutschen Straßen eine lebhafteste und starke Protestbewegung Gehör verschafft, unterstützen wir Bischöfe ausdrücklich. Wer aus demokratischem, freiheitlichem und menschenfreundlichem Geist heraus seinen Widerstand gegen die Machenschaften der Rechtsextre-

misten bekundet, verdient unser aller Unterstützung und Respekt. Gut, dass zahlreiche Christinnen und Christen so engagiert mitwirken und sich für Menschenwürde, Menschenrechte und Demokratie einsetzen!

Wir sehen mit großer Sorge, dass sich radikales Denken verstärkt und sogar zum Hass auf Mitmenschen wird – vor allem aufgrund ihrer Religion, Herkunft oder Hautfarbe, wegen des Geschlechts oder ihrer sexuellen Identität. Im Hintergrund dieser Entwicklung sehen wir die Vielzahl von Krisen, die Deutschland und Europa seit Jahren erleben. Die Weltfinanzkrise des Jahres 2008 und die Euro-Schuldenkrise

haben zu Verunsicherungen und auch zu realen Verlust Erfahrungen geführt. Die hohe Zahl von Geflüchteten, die seit 2015 nach Europa und vor allem nach Deutschland gekommen sind, hat bei Vielen die Bereitschaft zum Engagement geweckt, bei nicht Wenigen aber Gefühle der Überforderung erzeugt. Die Corona-Pandemie hat das Leben vieler Menschen radikal verändert. Schließlich hat der Krieg gegen die Ukraine die Annahme tiefgreifend erschüttert, dass der Friede in Europa auf festen Pfeilern steht. Auch Terror und Krieg im Nahen Osten reihen sich in dieses Krisenszenario ein. Zu alledem treten die großen Herausforderungen unserer Zeit, wie der Klimawandel und die tiefgreifenden Veränderungen durch den digitalen Fortschritt. Beunruhigung und Zukunftsangst nehmen zu. Die Vielzahl der Krisen darf aber nicht zum Nährboden für die Erosion des zivilen demokratischen Bewusstseins und für das Anschwellen extremistischer Positionen werden.

Deutschland und Europa haben im 20. Jahrhundert den Aufstieg und Fall mehrerer extremistischer Ideologien und Bewegungen erlebt. Deren katastrophale Folgen mahnen auch heute zur Wachsamkeit. Die Kirche weist deshalb alle Formen des Extremismus mit Nachdruck zurück. Sie sind unverantwortliche Gefährdungen des Gemeinwohls und der freiheitlichen Ordnung. Gegenwärtig stellt der Rechtsextremismus die größte Bedrohung extremistischer Art für unser Land und für Europa dar.



Quelle: dbk

Die Bischöfe der dbk bei einem Vortrag während der Vollversammlung in Augsburg im Frühjahr 2024

Der Rechtsextremismus behauptet die Existenz von Völkern, die angeblich in ihrem „Wesen“ und in den kulturellen Lebensgestalten scharf von den anderen Völkern abgegrenzt werden können. Man spricht von „natürlichen“ und „künstlichen“ Nationen. Das Volk ist für diese Ideologie eine Abstammungs-, letztlich eine Blutsgemeinschaft. Das Zusammenleben von Menschen unterschiedlicher ethnischer Herkunft, religiöser Zugehörigkeit und kultureller Prägung wird von diesem Denken deshalb prinzipiell infrage gestellt, wenn nicht gar verworfen. Das Volk wird als „Ethnos“ gedacht, als Gemeinschaft der ethnisch und kulturell Gleichen



Rechte: Bistum Magdeburg

Bischof Feige mit Vertretern der Katholischen Büros aus Deutschland bei einer Tagung in Madgeburg 2024. Sie vermitteln zwischen Kirche und Politik.

oder Ähnlichen. Dies ist die Ideologie des völkischen Nationalismus. Nach den Gräueln des Nationalsozialismus versteht unser Grundgesetz das Volk hingegen aus gutem Grund als „Demos“, d.h. als Gemeinschaft der Gleichberechtigten, die auf der Grundlage der Menschen- und Bürgerrechte unsere Gesellschaft gemeinsam aufbauen und gestalten.

Rechtsextremistische Gesinnungen und Konzepte zielen fundamental auf Ab- und Ausgrenzung. In diesem radikalisierten Denken wird die gleiche Würde aller Menschen entweder geleugnet oder relativiert und somit zu einem für das politische Handeln

irrelevanten Konzept erklärt. Für die Kirche aber ist klar: Jeder Mensch besitzt eine unantastbare und unverfügbare Würde. Sie gründet in der Gottebenbildlichkeit aller Menschen und ist die Basis der Menschenrechte. So ist die Menschenwürde der Ausgangs- und Zielpunkt des christlichen Menschenbildes. Dieses Denken hat auch in unserer Verfassung seinen Niederschlag gefunden. In scharfer Abgrenzung zum Nationalsozialismus und zur Neuen Rechten bekennt sich das Grundgesetz ausdrücklich zur fundamentalen, die staatliche Ordnung und das gesamte gesellschaftliche Miteinander bestimmenden Bedeutung der Menschenwürde.

Die Konzentration auf das kulturell homogen gedachte eigene Volk geht notwendig einher mit einer Verengung des Solidaritätsprinzips, das in der katholischen Soziallehre zentrale Bedeutung hat und eine Leitidee der deutschen Verfassung darstellt. Rechtsextreme verlangen nach einem „Sozialpatriotismus“, womit sie die Solidarität innerhalb des völkisch-national verstandenen Volkes meinen. Wer diesem nicht angehört, soll weniger Rechte und weniger soziale Teilhabe genießen, auch wenn er in Deutschland lebt und arbeitet. Damit wird die Axt an die Wurzeln der Demokratie gelegt, die vom Gedanken der gleichen Rechte aller bestimmt ist. Allen, die nicht der eigenen Gemeinschaft zugehören, wird Solidarität verweigert. Das gilt für Schutzsuchende, die man generell nicht mehr ins Land lassen will. Und es gilt für die Bedürftigen andernorts: Entwicklungszusammenarbeit mit armen Ländern wird deshalb ebenso abgelehnt wie die Unterstützung von Staaten, die – wie die Ukraine – angegriffen werden und um ihr Überleben ringen.

Die Sicht der Kirche ist eine andere: Politisch, religiös oder rassistisch Verfolgte und Kriegsflüchtlinge müssen in unserem Land auch weiterhin Aufnahme finden. Und: Der Begriff des Gemeinwohls hat für die Kirche stets einen universalen Horizont. Daher treten wir für multilaterale Zusammenarbeit und Solidarität ein – auf Ebene der Europäischen Union ebenso wie weltweit.

Rechtsextremismus hat es in Deutschland und Europa auch nach dem Zweiten Weltkrieg gegeben. In den vergangenen Jahren haben sich rechtsextreme Haltungen in der Gesellschaft jedoch stark verbreitet, sie sind „sagbar“ geworden und gewinnen an Einfluss. Nach mehreren Radikalisierungsschüben dominiert inzwischen vor allem in der Partei „Alternative für Deutschland“ (AfD) eine völkisch-nationalistische Gesinnung. Die AfD changiert zwischen einem echten Rechtsextremismus, den der Verfassungsschutz einigen Landesverbänden und der Jugendorganisation der Partei attestiert, und einem Rechtspopulismus, der weniger radikal und grundsätzlich daher kommt. Der Rechtspopulismus ist der schillernde Rand des Rechtsextremismus, von dem er ideologisch aufgeladen wird. In beiden Fällen wird stereotypen Ressentiments freie Bahn verschafft: gegen Geflüchtete und Migranten, gegen Muslime, gegen die vermeintliche Verschwörung der sogenannten globalen Eliten, immer stärker auch wieder gegen Jüdinnen und Juden.

Wir sagen mit aller Klarheit: Völkischer Nationalismus ist mit dem christlichen Gottes- und Menschenbild unvereinbar. Rechtsextreme Parteien und solche, die am Rande dieser Ideologie wuchern, können für Christinnen und Christen daher kein Ort ihrer politischen Betätigung sein und sind auch nicht wählbar. Die Verbreitung rechtsextremer Parolen – dazu gehören insbesondere Ras-

sismus und Antisemitismus – ist überdies mit einem haupt- oder ehrenamtlichen Dienst in der Kirche unvereinbar.

Wir appellieren an unsere Mitbürgerinnen und Mitbürger, auch an jene, die unseren Glauben nicht teilen, die politischen Angebote von Rechtsaußen abzulehnen und zurückzuweisen. Wer in einer freiheitlichen und demokratischen Gesellschaft leben will, kann in diesem Gedankengut keine Heimat finden. Wer Parteien wählt, die mindestens in Teilen vom Verfassungsschutz als „erwiesen rechtsextremistisch“ eingeschätzt werden, der stellt sich gegen die Grundwerte des menschlichen Zusammenlebens und der Demokratie in unserem Land.

Um keine Missverständnisse aufkommen zu lassen: Das klare Votum gegen jede Form des Rechtsextremismus bedeutet in keiner Weise, dass die Kirche sich dem Dialog mit jenen Menschen entziehen wird, die für diese Ideologie empfänglich, aber gesprächswillig sind. Auch radikale Thesen sollen diskutiert, sie müssen aber auch entlarvt werden. Klarer Widerspruch gegen den Rechtsextremismus bedeutet ebenso wenig, dass existierende wirtschaft-

liche und gesellschaftliche Probleme – etwa bei der Verwirklichung der sozialen Gerechtigkeit oder der Integration von Migrant*innen – kleingeredet oder ignoriert werden könnten. Sie müssen angegangen werden. Alles andere würde den rechten Rand nur weiter nähren. Aber sämtliche Lösungsansätze müssen dem humanitären Ethos entsprechen, das im Christentum vor- und mitgeprägt ist und das die Grundlagen unseres Staates und der Gesellschaft in Deutschland definiert. Menschenwürde, Menschenrechte, besonders der Schutz des Lebens von seinem Anfang bis zu seinem natürlichen Ende, sowie Solidarität sind dessen elementare Bestandteile.

Unter all diesen Werten und Prinzipien kommt der gleichen Würde aller Menschen eine grundlegende Rolle zu. Ohne ein umfassendes Verständnis der Menschenwürde gibt es kein freiheitliches und gerechtes Zusammenleben. Die Menschenwürde ist der Glutkern des christlichen Menschenbildes und der Anker unserer Verfassungsordnung. Leisten wir alle Widerstand, wenn Menschenwürde und Menschenrechte in Gefahr geraten! Engagieren wir uns gemeinsam aktiv für die freiheitliche Demokratie!



*Engagieren wir uns
gemeinsam aktiv für die
freiheitliche Demokratie!*



Schlosskirche in Wittenberg. Quelle: Peter Engelke - stock.adobe.com

Mehr Sichtbarkeit in der Einheit und mehr Versöhnung in der Verschiedenheit

Statement bei der Pressekonferenz
am 14. März 2024

Zu den
Chancen einer
prozessorientierten
Ökumene

Mit der heutigen Veröffentlichung des Dokumentes „Mehr Sichtbarkeit in der Einheit und mehr Versöhnung in der Verschiedenheit“ setzen die Deutsche Bischofskonferenz und die Evangelische Kirche in Deutschland ein klares Bekenntnis zur Ökumene. Die Ökumene lebt. Sie geht vor Ort intensiv weiter. Das nimmt der Kontaktgesprächskreis von Vertretern der Deutschen Bischofskonferenz und des Rates der EKD erfreut wahr. Und sie ist auf der Ebene der Kirchenleitungen nicht mehr wegzudenken. Der Kontaktgesprächskreis mit seinen regelmäßigen Begegnungen selbst ist Teil des gelebten Miteinanders, für das ich sehr dankbar bin.

Zeitlich ist der Text platziert zwischen den Feierlichkeiten zu 500

Jahren Reformation im Jahr 2017 und dem Zugehen auf 500 Jahre Confessio Augustana 2030. Die gemeinsamen Initiativen zu 2017 waren ein positives Zeichen für eine zeitsensible, geschichtsbewusste, sprechfähige Ökumene. In Deutschland haben wir damit Maßstäbe für unser künftiges Miteinander gesetzt.

So haben wir im Kontaktgesprächskreis bereits im Verlauf des Jubiläumsjahres darüber nachgedacht, wie die Impulse von 2017 aufgenommen und weitergetragen werden können. Im Anschluss an den „healing of memories“-Prozess mit dem Höhepunkt des Buß- und Versöhnungsgottesdienstes in Hildesheim und den dort ausgesprochenen Selbstverpflichtungen fiel unser Blick sehr



Quelle/Rechte: Gerhard Feige

Aus seinem Büro schaut Bischof Feige direkt auf den evangelischen Dom zu Magdeburg.



Einheit bleibt das Ziel der Ökumene, das den Kirchen von Christus selbst vorgegeben ist.

schnell auf die offene Frage nach der konkreten Form der Einheit, auf die hin wir unterwegs sind.

Insbesondere die im Jahr 2017 geprägte Formel „Sichtbare Einheit in versöhnter Verschiedenheit“ schien uns wert, einmal genauer untersucht und konkretisiert zu werden. Es wurde eine Arbeitsgruppe eingerichtet, deren mit viel Elan begonnenes Werk leider infolge der Corona-Pandemie für längere Zeit unterbrochen wurde. Als wir das Projekt im Kontaktgesprächskreis wieder aufgenommen haben, haben wir, um es zu

einem schnellen Abschluss zu bringen, uns entschieden, vier Mitglieder der ehemals größeren Arbeitsgruppe zu bitten, die geleisteten Vorarbeiten zu aktualisieren und zu einem Ganzen zu verbinden.

Dynamische Einheit

Neben Professorin Dr. Miriam Rose und Professor Dr. Thomas Söding, die gleich inhaltlich in den Text einführen werden, gehörten Professorin Dr. Julia Knop und Professor Dr. Michael Beintker dem Autorenteam an. Ihnen sei großer Dank gesagt für die theologische Expertise und das beachtliche Engagement, mit dem sie den vorliegenden Text im Zusammenspiel mit dem Kontaktgesprächskreis erstellt haben. Unser Dank gilt aber auch allen anderen, die sich in der ersten Arbeitsphase mit Vorüberlegungen und ersten Ausarbeitungen eingebracht haben.

Aus katholischer Perspektive möchte ich im Blick auf den Text die folgenden Punkte besonders hervorheben. Erstens: Einheit bleibt das Ziel der Ökumene, das den Kirchen von Christus selbst vorgegeben ist. Diese Einheit ist nicht vage und auch nicht uniformistisch, sondern wird als sichtbare Einheit in versöhnter Verschiedenheit beschrieben.

Zweitens: Die Einheit der Kirche wird als dynamische Größe wahrgenommen. Entsprechend legt der Text den Fokus auf eine prozessorientierte Ökumene. Er macht, orientiert an

den kirchlichen Grundvollzügen von Martyria, Diakonia und Leiturgia, exemplarisch die schon partiell realisierte Einheit sichtbar und zeigt die Wege der Versöhnung auf.

Keine Frage: Wir sind nicht am Ziel, noch nicht. Aber wir nehmen froh und dankbar wahr, dass im ökumenischen Miteinander schon viel erreicht ist. Manches davon ist so selbstverständlich, dass es uns zumeist gar nicht mehr auffällt. Da ist es gut, dass der Text unsere Aufmerksamkeit darauf lenkt und dazu antreibt, auf dem Weg zu mehr Sichtbarkeit in der Einheit und mehr Versöhnung in der Verschiedenheit weiter voranzukommen.

Ökumenische Kultur des Dialogs

Drittens: Wechselseitige Zusagen geben der künftigen Weggemeinschaft Verbindlichkeit. Sie bleiben nicht im Allgemeinen, sondern werden konkret. Eine „ökumenische Kultur des Dialogs und der Zusammenarbeit auf allen Ebenen des kirchlichen Lebens zu fördern und zu intensivieren“, so wie es im Text heißt, ist eine große und unerlässliche Aufgabe. Sie stellt sich nicht nur in der katholisch-evangelischen Ökumene, sondern darüber hinaus auch in geschwisterlicher Verbundenheit mit anderen Kirchen und Gemeinschaften.

Auf unserem Weg gibt es immer wieder Stolpersteine zu überwinden;

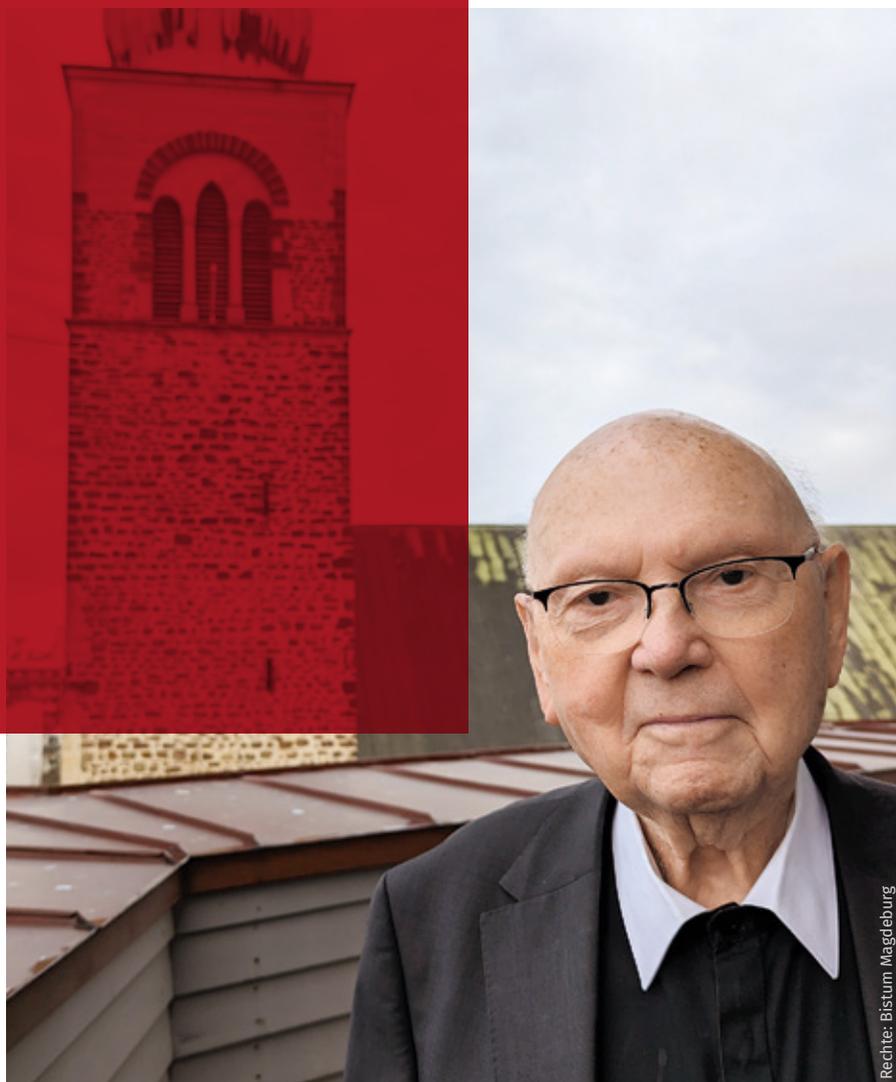
Rückschläge und Irritationen bleiben nicht aus. Aber man wird der Ökumene nicht gerecht, wenn man sich nur darauf konzentriert. Trotz Unterschieden in manchen ethischen Einzelfragen, die bis in die jüngste Zeit im katholisch-evangelischen Dialog offenbar wurden, gibt es in zentralen Themen der Ethik wie in der Friedensfrage, in den Themen von Umwelt und Bildung eine breite Übereinstimmung.

Die Studie „Gott und die Würde des Menschen“, die eine von der Deutschen Bischofskonferenz und der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands (VELKD) eingesetzte Arbeitsgruppe erstellt hat, spricht von einem begrenzten Dissens in ethischen Einzelfragen. Darüber im Gespräch zu bleiben, ist ebenso eine Bringschuld der Kirchen wie ihr gemeinsames Auftreten und die wechselseitige Unterstützung und Ergänzung in gesellschaftlichen und politischen Kontexten, wo immer dies möglich ist.

Die jüngste Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung hat gezeigt, dass die beiden großen Kirchen in Deutschland in hohem Maße Mitglieder verlieren. Die Gründe hierfür sind vielfältig. Missbrauch ist in beiden Kirchen eine schwere Hypothek, die dringend der Aufarbeitung bedarf. Die Probleme und Herausforderungen dürfen aber nicht zur Selbstbeschränkung zu Lasten der Ökumene führen. Im Gegenteil: Sie sind ein Weckruf zu mehr Gemeinsamkeit.

Ich bin der festen Überzeugung, dass auch in den synodalen Prozessen, in denen die katholische Kirche derzeit eine Neuorientierung sucht, ein enormes ökumenisches Potential liegt. Das gilt nicht nur für die dort behandelten Themen, sondern auch deshalb, weil sich in diesen Prozessen für die katholische Kirche die Einheitsfrage grundsätzlich neu stellt. Trotz aller Widerstände, die der Synodale Weg in Deutschland erfährt, gibt es kein Zurück. Der Weg muss weitergehen, in Verantwortung vor dem Papst und der Gemeinschaft der Bischöfe, in Verantwortung gegenüber den Katholikinnen und Katholiken in Deutschland und letztlich in der Verantwortung vor Jesus Christus, der von sich gesagt hat: „Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben“ (Joh 14,6).

Je mehr wir uns in den Kirchen an Christus orientieren und mit ihm unterwegs sind, desto mehr werden wir gemeinsam auf dem Weg sein. Bleiben wir also, in Christus verbunden, ökumenisch im Gespräch miteinander, bleiben wir offen dafür, voneinander zu lernen, und wagen wir Schritte zu mehr Sichtbarkeit in der Einheit und mehr Versöhnung in der Verschiedenheit.



Rechte: Bistum Magdeburg

95. Geburtstag von Bischof emeritus Leo Nowak

Fest-Ansprache am 17. März 2024

(Lk 24-13-35)

Lieber Bischof Leo, seit 95 Jahren bist du unterwegs: als Mensch und Christ, als „Machdeburjer“ und Weltbürger, mit beiden Füßen auf der Erde und zugleich dem Himmel zugewandt, schon lange im priesterlichen und schließlich auch noch im bischöflichen Dienst, vor 20 Jahren zwar emeritiert, aber immer noch bereit, manchmal einzuspringen, wenn du danach gefragt wirst.

Dabei war der Glaube an Gott, seine Menschwerdung in Jesus Christus und sein fortdauerndes Wirken durch den Heiligen Geist von Anfang an bis heute eine stärkende Kraft, die dir Mut und Hoffnung verliehen hat. Doch wie kommt man inmitten dieser Welt mit ihren so gegenteiligen Erfahrungen zu solch einem Glauben?

„Wir aber hatten gehofft ...“ So haben wir eben in der Geschichte, die der Evangelist Lukas erzählt, die zwei Jünger auf dem Weg nach Emmaus klagen hören. Sie befinden sich in einer Umbruchsituation, wie sie tiefer kaum sein kann. Der, auf den sie alle Hoffnung gesetzt hatten, ist tot; sein Werk scheint auf tragische Weise gescheitert zu sein. Und damit sind auch sie zutiefst erschüttert und ratlos.

Auch du, lieber Bischof Leo, musstest durch manche Enttäuschung hindurch oder mit ihr leben lernen, hast dich dadurch aber nicht niederdrücken, sondern eher herausfordern lassen, intensiver über die Welt und das Leben nachzudenken. Wer nicht irgendwann einmal existentiell

betroffen ist, kann wohl kaum wirklich glauben. Christlicher Glaube ist keine Weltanschauung, die ich mir anlese und dann vertrete, sondern etwas, was mich zutiefst ergreift und bewegt. Dazu gehört auch, Verunsicherungen und Enttäuschungen nicht auszuschließen.

Und dann – so geht es in der Geschichte weiter – lädt Jesus die beiden Jünger ein, über den eigenen Horizont hinauszublicken, und er ruft einiges in Erinnerung, was sie anscheinend vergessen hatten.

Warum mutet Gott uns bestimmte Entwicklungen zu?

War in der Heiligen Schrift mit ihren prophetischen Andeutungen und Hinweisen nicht auch vom „leidenden Gottesknecht“ die Rede? Hatte Jesus nicht mehrfach angekündigt, dass er dieses Schicksal teilen müsse? Hatte er nicht gesagt, wer sein Jünger sein wolle, folge ihm nach und nehme sein Kreuz auf sich, oder: „Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und stirbt, bleibt es allein, wenn es aber stirbt, bringt es reiche Frucht“?

Damit korrigiert er die eher herrschaftliche Messias-Erwartung der Jünger und vieler Zeitgenossen. Auf diesem Hintergrund wäre es sicher auch heute hilfreich, öfter darüber nachzudenken, aus welchen Gründen Gott uns wohl bestimmte Entwicklungen zumutet, die wir so nicht erwartet haben. Auf jeden Fall ist

Gott größer als unsere Vorstellungen, wie wir sie bisher lange Zeit von ihm und der Kirche hatten.

Worauf aber weist das heutige Evangelium noch hin? „Brannte nicht“ – so erinnern sich die Jünger auf dem Rückweg – „unser Herz in uns, als er unterwegs mit uns redete und uns den Sinn der Schriften eröffnete?“ Der Auferstandene zeigt sich zwar den Frauen und Männern, die ihm gefolgt waren, auch einzeln und auf verschiedene Weise, beruft sie aber jedes Mal in eine Gemeinschaft von Menschen, die miteinander die Oster-Erfahrung teilen und feiern, die daraus leben und sie nach außen tragen.

In der Emmaus-Geschichte geschehen alle Ereignisse innerhalb einer Gruppe: das Gespräch auf dem Weg, das gemeinsame Wandern, die Auslegung der Schrift, das Mahl. Der christliche Glaube – so könnte man



*Wer sein
Jünger sein
wolle, folge
ihm nach und
nehme sein
Kreuz auf sich.*



Rechte: Bistum Magdeburg

Bischof Feige und Altbischof Leo Nowak während des Geburtstags-Gottesdienstes in der Kathedrale in Magdeburg

sagen – hat immer einen sozialen Aspekt; er setzt einerseits gewachsene Kontakte voraus und schafft andererseits neue Verbindungen unter den Menschen. Nicht umsonst gehen den beiden Jüngern beim Mahl die Augen auf.

Und so ist unsere Kirche seit eh und je auf lebendigen Austausch und echte Kommunikation der Glaubenden angewiesen. Dabei ergeht es uns vermutlich manchmal so wie den Jüngern von Jerusalem nach Emmaus, sind wir niedergedrückt und wissen nicht so recht, wie es weitergehen kann, manchmal aber auch erfüllen uns wie ihnen auf dem Rückweg nach Jerusalem freudige Gewissheit, Tatkraft und Zuversicht.

Solche Erfahrungen haben auch Bischof Leo begleitet und geprägt. Sich daran zu erinnern, bedeutet für ihn aber nicht, der Vergangenheit nostalgisch nachzutruern oder sich von ihr lähmen zu lassen. Vielmehr war und ist es bis heute eine seiner bewussten oder unbewussten Maximen geblieben, immer wieder neue Aufbrüche zu wagen und mutig voranzuschreiten.

Mehrmals ist er in seinem Leben dazu besonders herausgefordert worden, das erste Mal sicherlich am Ende des II. Weltkrieges, als er gerade mal 16 Jahre alt war und seine Heimatstadt „Machdeburgh“ (wie man hier sagt) in Trümmern lag. Da galt es für ihn, das Abitur noch zu

*Liebe deine
Geschichte,
denn sie ist der
Weg, den Gott
mit dir gegan-
gen ist.*

Leo Tolstoi

erlangen und in einer für Christen nicht unbedingt freundlicher sich gestaltenden Gesellschaft seinen Weg zu finden. Inmitten marxistisch-atheistischer Anfechtungen hat er sich zum Theologiestudium entschieden und dabei schon gezeigt, was in ihm steckt.

In der Abschlussbeurteilung des Erfurter Priesterseminars – verfasst vom Regens und Professor Erich Kleineidam – heißt es jedenfalls: „Nowak ist begabt, fleißig, geistig interessiert, dazu von einer großen Ruhe und Überlegenheit. Er war zwei Semester ... Obersenior; ... seine humorvolle, sichere Art half über viele Schwierigkeiten hinweg. Er ist zugleich praktisch begabt, musikalisch, kann Singekreise leiten, so dass er

verspricht, auf vielerlei Posten voll seinen Mann zu stehen.“

Das hat sich dann auch bewahrheitet: 16 Jahre als Seelsorger an verschiedenen Orten, zum Teil mit regionalen Zusatzaufgaben, drei Jahre als Referent für die Erwachsenen-seelsorge und 15 Jahre als Leiter des Seelsorgeamtes; 14 Jahre war er schließlich Bischof in und von Magdeburg. Dabei hat er in einer Zeit tiefgreifender Ab- und Umbrüche unserer Ortskirche ein zutiefst hoffnungsvolles und liebenswürdiges Gesicht gegeben.

Als er 1956 zum Priester geweiht wurde, galt bereits, was der große Theologe Karl Rahner ein Jahr zuvor in einer Primizpredigt an mehrere Neupriester so beschrieben hatte: „Dieser Ruf ist in einer seltsam zwielichtigen Zeit an Euch ergangen, in einer Zeit, in der man nicht weiß, ob ihre verdächtige Ruhe der Anfang einer wirklich friedlichen Zeit oder die Ruhe vor dem Sturm ist, in dem Gott auf der Tenne der Weltgeschichte noch ganz anders als bisher seinen Weizen worfeln wird.“ Manche Stürme sind seitdem über unsere Region hinweggezogen. Vieles hat sich sogar dramatisch verändert: in den gesellschaftlichen und kirchlichen Verhältnissen, den Lebenseinstellungen und der eigenen Biografie.

Neue Aufbrüche zu wagen und mutig voranzuschreiten, das war für Leo Nowak fast selbstverständlich, als

das II. Vatikanische Konzil frischen Wind in unsere Kirche brachte. „Roncalli“, der Familienname von Papst Johannes XXIII., hat ihn viele Jahre gewissermaßen als Markenzeichen begleitet. Und als unser altes „Roncalli-Haus“ an der Elbe verloren ging, ist dessen Name auf das neue Bildungshaus, das an unserer Kathedrale entstand, übergegangen.

Ein beherzter Seelsorger

„Aggiornamento“ ist das Programm: den christlichen Glauben im Hier und Heute zu leben und verständlich zu machen. Dafür hat Leo Nowak sich sein Leben lang unermüdlich eingesetzt. Darum gilt er auch seit jeher als ein Mann des Ausgleichs und des Dialogs, als ein beherzter Seelsorger und eifriger Hirte mit missionarischem Profil, und nicht

als kleinlicher Systemwächter oder bissiger Agitator. Bezeichnend dafür sind auch die Titel mehrerer seiner Publikationen: „Begegnung und Dialog“, „Gib die Hoffnung nicht auf“, „Un-glaublich“, „Un-möglich“ und „Un-verzagt“ – allesamt „Ermutigungen nicht nur für Christen“. Dafür gebührt ihm höchstes Lob. In die Sprache seiner Geburtsstadt übersetzt, würde dies etwas nüchterner klingen: „Da kannst du nicht meckern.“

„Liebe deine Geschichte, denn sie ist der Weg, den Gott mit dir gegangen ist.“ Diese Anregung Leo Tolstojs spiegelt auch die Haltung wider, in der Bischof Leo Nowak heute seinen 95. Geburtstag feiert. Staunend und dankbar – wie er immer wieder betont – schaut er auf sein Leben zurück, und er vertraut darauf, dass Gott ihn auch weiterhin begleitet.

Altbischof Leo Nowak (l.) im Interview mit Steffen Zimmermann von katholisch.de



Rechte: Bistum Magdeburg

Wohin? „Immer“ – so hat er es einmal hoffnungsvoll mit einem Wort des Dichters Novalis ausgedrückt – „nach Hause!“

Du bist so jung wie deine Zuversicht

Lieber Bischof Leo, du hast ein hohes Alter erreicht, wirkst auf uns aber immer noch recht jung. Was könnte – soweit es von dir abhängt – dafür ausschlaggebend sein? Dazu hast du einmal Albert Schweitzer zitiert, der sagt: „Niemand wird alt, weil er eine Anzahl von Jahren hinter sich gebracht hat. Man wird nur alt, wenn man seinen Idealen Lebewohl sagt. Mit den Jahren runzelt die Haut, mit dem Verzicht auf die Begeisterung aber runzelt die Seele. Du bist so jung wie deine Zuversicht, so alt wie deine Zweifel, so jung wie deine Hoffnung, so alt wie deine Verzagt-heit. Solange die Botschaft der Schönheit, Freude, Kühnheit, Größe, Macht, die Botschaft von der Erde, dem Menschen und dem Unendlichen dein Herz erreicht – so lange bist du jung. Erst wenn die Flügel nach unten hängen und das Innere deines Herzens vom Schnee des Pessimismus und vom Eis des Zynismus bedeckt sind, dann erst bist du wahrhaft alt geworden.“

In diesem Sinne wünsche ich dir von ganzem Herzen persönlich, aber auch im Namen der hier Anwesenden und vieler Christen wie Nichtchristen, dass du noch lange – trotz mancher Beschwerden – geistig

jung bleibst und deinen Humor nicht verlierst. Möge Gott dir auch weiterhin nahe sein und dich sowohl jetzt auf Erden als auch dereinst in seiner Herrlichkeit erfahren lassen, was Jesus Christus uns verheißen hat: das Leben in Fülle. Auf eine nie endende Zukunft!



Solange die Botschaft der Schönheit, Freude, Kühnheit, Größe, Macht, die Botschaft von der Erde, dem Menschen und dem Unendlichen dein Herz erreicht – so lange bist du jung.

Albert Schweitzer



Quelle/Rechte: Gerhard Feige



Quelle: Canva

Vom Bösen herausgefordert

Predigt zur Ölweihmesse beim Dies sacerdotalis 2024

(Lk 4,1-13)

„Widersagt ihr dem Bösen, um in der Freiheit der Kinder Gottes leben zu können?“ Mit dieser Frage werden Menschen vor Taufe und Firmung sowie alle Gläubigen jedes Jahr in der Osternacht konfrontiert.

Was soll man sich darunter vorstellen? Und wie darauf reagieren? Wirkt eine solche Redeweise nicht verstaubt und antiquiert? Hat die aufgeklärte Menschheit nicht längst davon Abschied genommen, an so etwas wie einen Teufel als Verkörperung des Bösen zu glauben?

Gut, in alten Kirchen und früheren Kunstwerken begegnen er und seine Helfer uns noch in der Gestalt von Menschen, Tieren oder Monstern: höhnisch grinsend, andere quälend

oder den Rachen geöffnet, um zu verschlingen. In der europäischen Literatur ist er – besonders als Versucher und Verführer – sogar in allen Epochen und Gattungen anzutreffen. Mal heißt er Satan, dann auch wieder Luzifer oder Mephistopheles. Man erkennt ihn am Huf oder Klumpfuß; er hat Hörner, einen Schwanz und stinkt nach Schwefel.

Letztlich aber kann er jede Gestalt annehmen. Im Karneval hat er Hochkonjunktur, und eine Gespensterbahn oder ein Kaspertheater kommen ohne ihn nicht aus. Manchmal können auch Kinder sich den Vorwurf anhören: „Du kleiner Teufel! Pass mal auf, gleich wachsen dir Hörner!“ Ernsthafter berührt uns das Thema schon noch, wenn wir von



Bischof Feige weicht die heiligen Öle.

Teufelsaustreibungen oder Satanskulten hören. Nachdenklich könnte man auch werden, wenn ein Theologe unserer Tage (Magnus Striet) meint, dass der Mensch den Teufel wahrscheinlich selbst erschaffen hat, um vom eigenen Bösen in sich abzulenken. Insgesamt aber beeindrucken uns solche Vorstellungen eher wenig. Haben wir moderne Menschen damit aber auch die Bosheit überwunden?

Wenn die alten Philosophen Kant und Hegel Recht behalten hätten, dann hätte die voranschreitende Aufklärung den Menschen allmählich immer freier, immer vernünfti-

ger und immer gerechter machen müssen.

Das Böse ist geblieben

Stattdessen steigen aus seiner Tiefe jene Dämonen auf, die so eifrig totgesagt worden sind. Man hat versucht, das Böse in den Griff zu bekommen – aber es ist geblieben oder hat sich sogar noch vermehrt. Seit den Konzentrationslagern der Nazi-Zeit gibt es daran keinen Zweifel mehr. Aber auch die kommunistischen Vorstellungen von paradiesischen Zuständen auf Erden haben zu unmenschlichen Diktaturen geführt.

Wie konnten Menschen sich nur so täuschen, missbrauchen und versklaven lassen? Und auch heute tun sich wieder Abgründe auf, die ich nicht mehr für möglich gehalten hätte, eskaliert die Gewalt, toben sinnlose Kriege, greifen nationalistische und extremistische Vorstellungen um sich, wachsen Angst und Sorge vor dem, was da noch auf uns zukommen könnte. Ist es nicht teuflisch, wozu Menschen immer noch oder wieder fähig sind?

Und dabei lauert das Böse nicht nur irgendwo auf der Erde. Es lauert auch in unserem Umfeld, und es lauert in uns selbst. Es scheint „Mächte und Gewalten“ zu geben, die unser Leben negativ beeinflussen und denen wir uns nur mit großer Anstrengung entziehen können.

„Das Böse lauert in jedem von uns“, sagt Bischof Feige in seiner Predigt.



Rechte: Bistum Magdeburg

„Selbst im gütigsten Herzen“ – schreibt Alexander Solschenizyn – ist ein „uneinnehmbarer Schlupfwinkel des Bösen“. Dabei nimmt dieses Böse oftmals durch unser eigenes Handeln Gestalt an. Dafür aber schwindet in unserer Gesellschaft das Bewusstsein immer mehr. Einerseits sucht man zwar krampfhaft nach „Sündenböcken“ und stellt sie erbarmungslos an den Pranger, andererseits aber breitet sich so etwas wie ein „kollektiver Unschuldswahn“ aus. Niemand will mehr etwas gewesen sein. Schuld und Versagen sucht man höchstens bei den anderen oder dem Einfluss, dem man ausgesetzt war und sich angeblich nicht entziehen konnte. Verantwortlich sind dann die Erbanlagen, die Erziehung oder das Milieu. Allenfalls gesteht man noch, „einen Fehler gemacht zu haben“. Das gilt inzwischen als „geflügeltes Allerwelts-Entschuldigungswort“ (J. Röser). In dieselbe Richtung tendiert auch, wenn von einem Politiker tatsächlich einmal zu hören war, er habe sich „suboptimal“ verhalten.

Die Bibel hingegen ist hier sehr realistisch und unverblümt. Jesus wusste um das Böse in und um uns. Wie in den drei synoptischen Evangelien berichtet wird, soll er sogar selbst vom Teufel in Versuchung geführt worden sein. Und er begegnet auch Menschen, die ethisch und moralisch versagen oder sogar – wie es heißt – gewissermaßen „des Menschen Wolf“ sind, eine Verhaltensweise, die er schließlich am eigenen

Leib erfahren muss. Was Sünde ist, wird von ihm auch als solche benannt.

Ja, es gibt das Rätsel des Bösen. Kein psychologischer oder philosophischer Erklärungsversuch kann es letztlich lösen. Auch Jesus fragt weniger nach dem Ursprung des Bösen und seinen Hintergründen, als dass er entschieden versucht, zu dessen Überwindung beizutragen. Nur das eine kümmert ihn, dass wir davon befreit werden, mit der Hilfe Gottes, aber auch durch eigene Willenskraft.

Das Dunkel mit Gott überwinden

Und so dominiert in seiner Verkündigung ganz und gar die hoffnungsvolle Botschaft von der anbrechenden Herrschaft Gottes, durch die alles Dunkel gewendet und ein neuer Weg des Heils eröffnet werden soll. Dafür steht er höchst persönlich ein, mit Worten und Taten. Zahlreich sind die Berichte, in denen er Menschen heilt, die – so heißt es in der damaligen Sprache – von einem „ unreinen Geist “ besessen sind. Auch wenn die moderne Psychiatrie sicher einiges davon anders einordnen würde, so sprechen wir doch auch heute noch im übertragenen Sinn, dass jemand von etwas besessen ist: von einer Idee oder einem Wahn, von Macht und Reichtum oder Neid und Hass.

Trotz aller Zivilisation und Erziehungsversuche verfallen immer noch viele wieder in archaische Verhal-

tensweisen, lassen ihren Trieben freien Lauf und merken gar nicht, wie zerstörerisch sie wirken und welche Schuld sie auf sich laden. Offensichtlich sind solche Menschen nicht in der Lage, von der Freiheit, sich auch für das Gute entscheiden zu können, Gebrauch zu machen. Sich solcher Befangenheiten bewusst zu werden und zu mehr Souveränität zurückzufinden, dazu könnte auch heute christlicher Glaube beitragen.

„Widersagt ihr dem Bösen, um in der Freiheit der Kinder Gottes leben zu können?“ Als Christen sind wir nicht in erster Linie auf das Böse fixiert und malen nicht dauernd den Teufel an die Wand. Unser Glaube gilt vielmehr Gott und seiner guten Schöpfung. Wir sind aber so nüchtern und realistisch, das Böse in der Welt wahr- und ernst zu nehmen, vor allem auch in uns selbst. Wir sollten es weder verharmlosen noch verdrängen, sondern bekämpfen.

Die Gnade eines neuen Anfangs

Manchmal bekennen wir ja auch – hoffentlich nicht nur formelhaft oder wirklichkeitsfremd – Gutes unterlassen und Böses getan zu haben. Dabei geht es nicht darum, sich vielleicht nur noch negativ wahrzunehmen oder selbst zu quälen, sondern dadurch wieder mehr Freiheit, Frieden und Versöhnung zu finden. Es geht um die „Gnade eines neuen Anfangs“. Und dazu gehört auf der einen Seite die Erkenntnis unserer menschlichen Gefährdung, schuldig



Rechte: Bistum Magdeburg

Zeremoniar Michael Schulze und Schwester Therese füllen die geweihten Öle nach der Messe für die Pfarreien ab.



Rechte: Bistum Magdeburg

werden und scheitern zu können, auf der anderen Seite aber auch das Vertrauen in die Unermesslichkeit der Vergebung Gottes, die uns umfängt und befreit.

In einer der Fastenpräfationen heißt es: „Jetzt ist die Zeit der Gnade, jetzt sind die Tage des Heiles. Du hilfst uns, das Böse zu überwinden, du schenkst uns die Reinheit des Herzens.“ In diesem Sinn wünsche ich uns allen, daran entschieden mitzuwirken: das Böse in und um uns aufzuspüren, sich ihm ehrlich zu stellen und dagegen anzugehen, um dadurch aufs Neue „in der Freiheit der Kinder Gottes leben zu können“.



Rechte: Bistum Magdeburg



Eröffnung der Ostermächts-Messe in Magdeburg. Rechte: Bistum Magdeburg

Weltfremde Innerlichkeit oder gesellschafts- gestaltende Kraft?

Predigt zum Ostersonntag 2024

(Apg 10,34a.37-43 / Kol 3,1-4 / Joh 20,1-9)

„Richtet euern Sinn auf das, was oben ist, nicht auf das Irdische!“ Wie es diese Worte aus dem Kolosserbrief (3,2) zunächst nahelegen, sollen wir unseren Blick auf Jesus Christus lenken, der nach seiner Auferstehung zur Rechten Gottes sitzt.

Bedeutet das auch zugleich, die Hände in den Schoß zu legen und sich aus allem herauszuhalten? Meiner Meinung nach ist das nicht der Fall. Es schwingt aber der Rat mit, sich nicht zu sehr von den weltlichen Betrachtungs- und Handlungsweisen bestimmen zu lassen. Orientiert euch vielmehr – so könnte man die eigentliche Absicht dieser Aufforderung verstehen – an Jesus Christus, betrachtet alles aus seiner Perspektive und geht mit den Menschen so um, wie er es vorgelebt hat.

Mit ihm sind wir auferweckt zu einem neuen Leben, nicht mehr Sklaven der Sünde, und dadurch angeregt und befähigt, unsere irdischen Verhältnisse in seinem Geist so gut wie möglich mitzugestalten. Oben und unten bleiben dann keine voneinander radikal unterschiedenen Sphären mehr.

Davon überzeugt haben sich Vertreter und Vertreterinnen der katholischen wie der evangelischen Kirche in den vergangenen Wochen klar und deutlich von völkisch-nationalistischen und rechtsextremistischen Bestrebungen in unserer Gesellschaft distanziert.

Kritische Reaktionen blieben nicht aus: mit und ohne oder falschem Namen, unflätig und polemisch oder

auch betont sachlich und seitenlang argumentierend. Vor allem hieß es immer wieder: Als Kirchen hätten wir uns nicht in die Politik einzumischen. Unsere Aufgabe sei es lediglich, „von den letzten Dingen zu sprechen: von Himmel und Hölle, von Erlösung und Heil“.

Stimmt das? Ist der christliche Glaube nur zur eigenen Erbauung und persönlichen Vergewisserung gedacht – aber nicht von Bedeutung für das gesellschaftliche Zusammenleben? Sollen Menschen damit nur über das tägliche Elend hinweggetröstet werden? Dann wäre ja „die Religion“ – wie Karl Marx es formuliert hat – tatsächlich nichts anderes als „das Opium des Volkes“ oder sogar – wie Wladimir Iljitsch Lenin es noch verschärft hat – „das Opium für das Volk“, ein raffiniertes Instrument, mit dem herrschende Klassen ihre Untertanen gefügig halten könnten.

Keine Frage! In dieser Weise waren und sind totalitäre und autoritäre Systeme auch bestrebt, Kirchen zu instrumentalisieren oder mundtot zu machen. Unter den Nationalsozialisten wurden christliche Schulen geschlossen und Verbände aufgelöst. Und im Kommunismus war es erklärtes Ziel, jegliche Religion zum Absterben zu bringen. Das Christentum sollte höchstens noch auf Gottesdienst und Sakristei beschränkt sein oder als private Gefühlsangelegenheit im stillen Kämmerlein dahinvegetieren dürfen. Und das war nicht nur eine Wunschvorstellung, sondern wurde oftmals brutal durchgesetzt.

Sonderbarerweise versuchen auch heutzutage manche Gruppierungen, Religion, wenn diese sich gegenüber bestimmten Entwicklungen als zu kritisch erweist, wieder ins Abseits zu drängen. Selbst Politiker, die sich

Bischof Feige reicht den Gläubigen das Licht weiter.



Rechte: Bistum Magdeburg



Rechte: Bistum Magdeburg

*Vom Dunkel ins Licht – symbolträchtiger Gottesdienst in der Osternacht 2024
in der Kathedrale Sankt Sebastian Magdeburg*

als christlich verstehen, fordern die Kirchen dann dazu auf, sich aus der Politik herauszuhalten. „Konzentriert euch auf eure Kernkompetenz“, ist da zu hören. Und das bedeutet: „Halte Gottesdienste und erfüllt die religiösen Bedürfnisse der Mitglieder“. „Nicht dass wir uns missverstehen“ – schreibt jemand in einem Magazin für politische Kultur: „Auch Religion kann bereichern. Solange sie privat bleibt. Religiöse Wahrheiten ... sind mit Demokratie schwer vereinbar ...“

Jesu Botschaft ist nicht unpolitisch

Nunmehr ist oftmals „Toleranz“ das Zauberwort. Der weltanschauliche Pluralismus, die säkulare Gesellschaft und die Neutralität des Staates – so die zunehmende Meinung – würden dies einfordern. Religionslosigkeit sei gewissermaßen die Grundlage für alle Bürgerinnen und

Bürger. Folglich bedeutet das Recht auf Religionsfreiheit dann fast nur noch negativ, das Recht zu haben, von jeglicher Religion frei zu sein, als vielmehr positiv, sich frei zu einer Religion zu bekennen und ihre Werte öffentlich zu vertreten.

Biblich bezeugt sind Gottes- und Menschenliebe jedoch untrennbar, hat das Evangelium „einen unausweichlich sozialen Inhalt“. Auch wenn sich Jesus nicht unmittelbar in die Weltpolitik eingemischt hat, sind sein Leben und seine Botschaft doch nicht unpolitisch. „Salz der Erde“ sollen seine Jünger sein (Mt 5, 13), und sich so mit den Schwächsten und Ärmsten identifizieren, dass die Hinwendung zu ihnen zum Dienst an ihm selbst wird (vgl. Mt 25, 40). Unmissverständlich bezeugt Jesus mit seinem Leben und Sterben: Das Interesse Gottes ist der Mensch in all seinen Beziehungen.



Rechte: Bistum Magdeburg

Subregens Dr. Matthias Hamann, Bischof Gerhard Feige und Diakon Wolfgang Gerlich (v.l.) während der Festmesse am Ostersonntag.

„Folglich“ – schreibt Papst Franziskus z.B. – „kann niemand von uns verlangen, dass wir die Religion in das vertrauliche Innenleben der Menschen verbannen, ohne jeglichen Einfluss auf das soziale und nationale Geschehen, ohne uns um das Wohl der Institutionen der menschlichen Gemeinschaft zu kümmern, ohne uns zu den Ereignissen zu äußern, die die Bürger angehen.“

Das jedoch bedeutet nicht unbedingt, sich auf das Feld der Tagespolitik zu begeben. Wenn es aber grundsätzlich und konkret um die Würde und Freiheit eines jeden Menschen geht, die Achtung der

Menschenrechte und das Gemeinwohl, können und dürfen die Kirchen nicht schweigen. Darum beteiligen wir uns auch „seit vielen Jahren an den öffentlichen Debatten über ethische, politische und rechtliche Fragen“.

Den Himmel im Blick feiern wir Ostern – das Fest der Auferstehung und des Lebens schlechthin – als das „Ja“ zum ganzen Menschen mit all seinen Stärken und Schwächen. Gerade auch seine Hinfälligkeit und das sichere Wissen darum, früher oder später sterben zu müssen, ist davon umfassen. Wer daran glaubt, dass Jesus von den Toten auferweckt

wurde, darf davon ausgehen, dass Gott für jeden Menschen eine unvergängliche Zukunft bereithält. Allen kommt von ihm eine unverlierbare Würde zu, unabhängig von Alter und Gesundheit, Leistung und Glück, Nationalität und Religion.

Darum kann man mit den Menschen nicht machen, was man will. Vielmehr gilt es, das Leben in jeder Phase zu schützen und hilfreich zu begleiten. Als Gläubige sollten wir den Mut haben, dem schleichenden Tod in all seinen Varianten Widerstand zu leisten: der Selbstsucht und Feigheit, der Depression und Verzweiflung, der Ausgrenzung und Verarmung, der Ungerechtigkeit und Herzlosigkeit. Wie notwendig ist es doch, für Frieden, Gerechtigkeit und Freiheit einzutreten, für Solidarität und Barmherzigkeit.

Die Schöpfung ist uns anvertraut

Ostern ist aber auch das „Ja“ Gottes zu seiner ganzen Schöpfung. Darin einbezogen sind die belebte und die unbelebte Natur sowie alles, was auf uns Menschen einwirkt und unsere Lebensbedingungen beeinflusst. Gott liebt seine Schöpfung. Sie gehört in seinen Heilsplan und darf auf Vollendung hoffen. Von daher ist sie kein bloßes Rohstofflager, in dem man sich rücksichtslos bedienen kann. Sie ist uns anvertraut worden, damit wir sie hüten und bewahren. Angesichts des dramatischen Klimawandels und der zunehmenden Umweltkatastrophen sind wir darum



Rechte: Bistum Magdeburg

*„Ostern ist das Fest des Lebens schlechthin“,
so Bischof Feige in seiner Predigt.*

umso mehr dazu aufgerufen, unsere Verantwortung wahrzunehmen und zu einem Lebensstil zu finden, der von Nachhaltigkeit und ökologischer Gerechtigkeit geprägt ist.

Und schließlich ist Ostern das „Ja“ Gottes zum Leben über den Tod hinaus. Unvorstellbar anders und beglückend wird das sein, was wir erhoffen dürfen – für uns selbst und für die anderen. Damit ist auch gesagt, dass unsere Jahre auf der Erde nicht unser „ganzes Leben“ sind, die es krampfhaft auszuschöpfen gilt. Vielmehr ist uns verheißen, durch den Tod hindurch gerettet zu

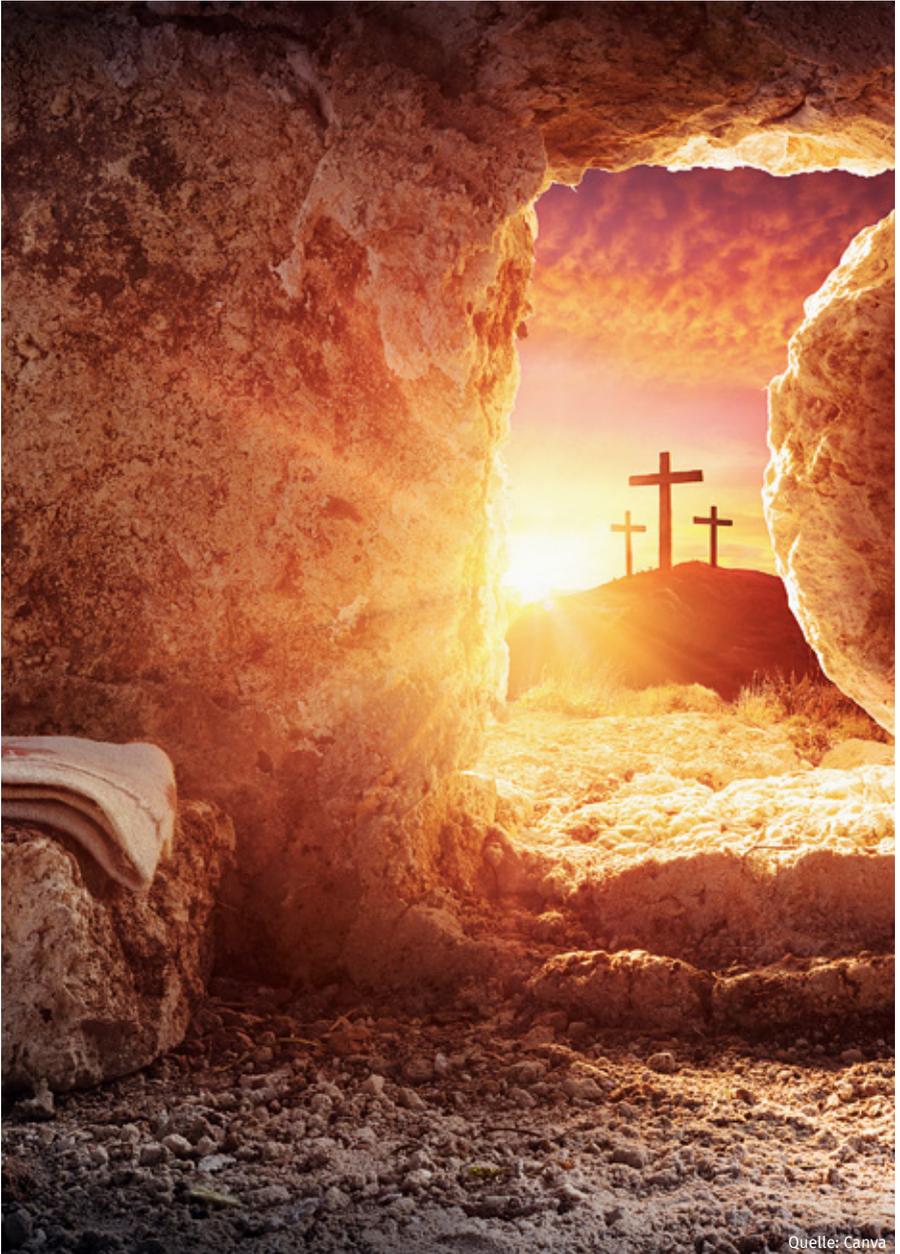
werden und bei Gott eine neue Zukunft zu finden.

Dieser Glaube kann freilich nur in Bildern und Gleichnissen ausgedrückt werden. Die Formulierung „ewiges Leben“ hat deshalb nichts mit einer zeitlichen Ausdehnung zu tun. Es ist der Versuch, Gottes unermessliche Fülle zum Ausdruck zu bringen, an der wir mit allem, was wir sind, Anteil erlangen werden. Darauf zu hoffen, kann uns im Umgang mit den Grenzen unseres Lebens gelassener machen und zugleich dazu befähigen, die gegenwärtigen Entwicklungen auch weiterhin kritisch zu begleiten und uns konstruktiv dort einzubringen, wo es notwendig oder hilfreich erscheint.

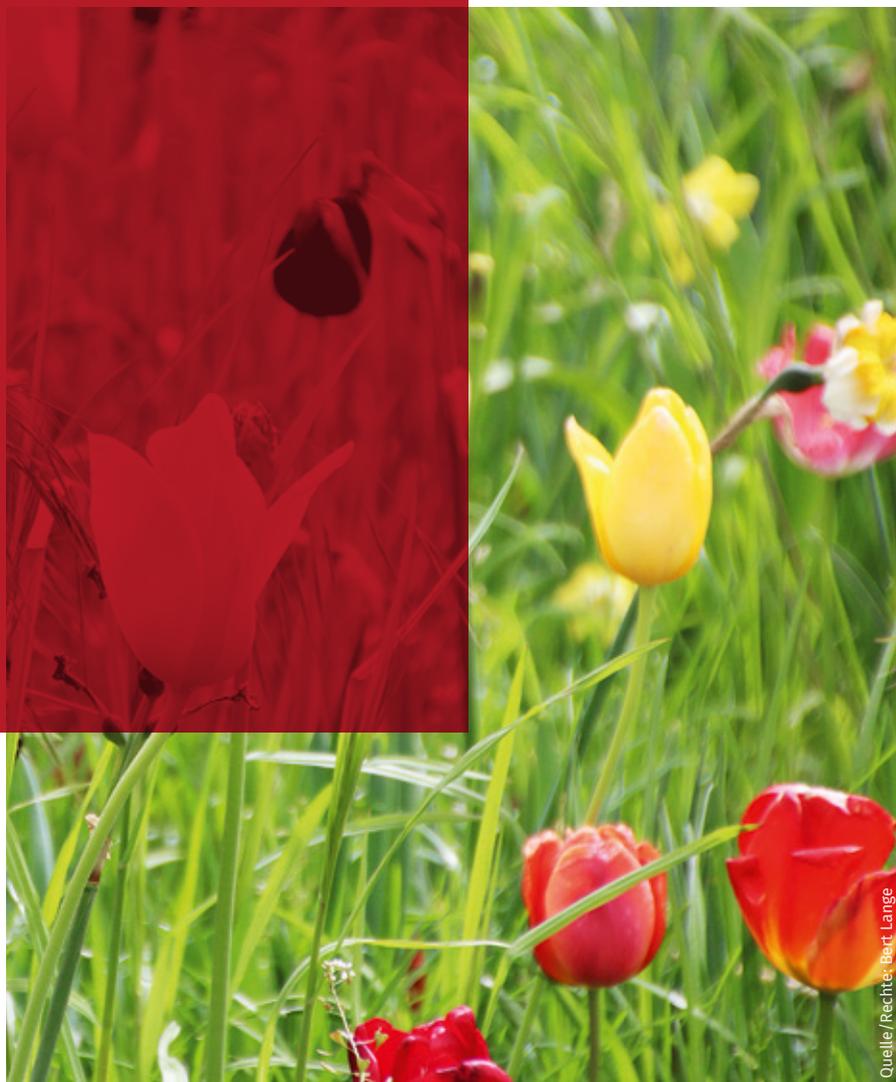
Christlich verstanden ist Ostern somit ein Bekenntnis und ein Aufruf zum Leben – zu einem Leben in Fülle. Und hier sind wir alle gefragt: unser Bild vom Menschen und seiner Würde, unser ganz persönlicher Glaube und unser Umgang miteinander. Österliche Menschen leben mit Zuversicht und stellen sich mutig der Gegenwart, verziehen sich nicht in eine „weltfremde Innerlichkeit“, sondern verstehen sich als eine „gesellschaftsgestaltende Kraft“. Möge dies für uns alle Wirklichkeit werden und Ostern für uns mehr sein als nur eine fromme Droge, ein holdes Frühlingserwachen oder ein lustiges Eierfest.



*Christlich
verstanden
ist Ostern
somit ein
Bekenntnis
und ein
Aufruf zum
Leben – zu
einem Leben
in Fülle.*



Quelle: Canva



Quelle/Rechte: Bert Lange

Sich faszinieren und inspirieren lassen

Impuls auf der Landesgartenschau in Bad Dürrenberg
am 21. April 2024

zu Strophe 1 und 2 des LAGA-Liedes
„Gottes Wort im Blütenmeer“

*Wie die Blüte fasziniert,
wie die Blume inspiriert,
findet Hoffnung Platz im Leben.
Will sich Liebe weitergeben.*

*Wie das Brot uns alle nährt,
Salz die Würze noch vermehrt,
lässt Geschmack des Lebens spüren.
So will Gott uns gern berühren.*

Schon seit langem kann man den Eindruck bekommen, wir leben nur noch in einer leistungs- und spaßorientierten Welt. Manche haben – wie es heißt – einen Tunnelblick und sind in sich gefangen, kommen sich wie in einer Tretmühle vor oder drehen sich wie in einem Hamsterrad. Alles wird immer schneller, komplexer und komplizierter. Ein Machbarkeitswahn hat sich breit gemacht, der enormen Druck erzeugt.

Andere „amüsieren sich“ – wie es jemand schon vor über dreißig Jahren zum Ausdruck gebracht hat – fast „zu Tode“. Viele sind innerlich leer und stellen so etwas wie einen „Lochmenschen“ dar, der keine Mitte hat, aus der er Kraft und Hoffnung schöpfen kann, jagen dem Leben hinterher, als ob sie etwas verpassen würden, versuchen krampfhaft das Glück zu finden und setzen überwiegend auf materielle Werte.

Und dann werden wir auch noch mit unserer Begrenztheit und Vergänglichkeit konfrontiert, mit Ab- und Umbrüchen, Rückschlägen und Bedrohungen aller Art, fühlen wir uns oftmals recht unsicher und mutlos und fragen uns vielleicht: Was ist eigentlich das Leben?

In einem schwedischen Märchen kommen dazu verschiedene Stimmen zu Wort. Ein Schmetterling meint: „Das Leben ist bunt und lauter Freude und Sonnenschein“. Der Adler hält es dagegen für „ein Streben nach oben“. Andere sehen darin nur einen „Kampf im Dunkeln“ oder ein „vergebliches Ringen um Freiheit“. Vielleicht ist es auch ein „Wechsel von

*„Die Natur ist ein Ort der Wunder“, so
Bischof Feige in seinem Impuls.*



Arbeit und Vergnügen“ oder „eine ständige Suche nach dem Glück und eine Kette von Enttäuschungen“.

Auf jeden Fall – so legen es uns viele Schriftsteller und Philosophen nahe – gibt es eine Grundtendenz, worin alle Menschen übereinstimmen: nämlich glücklich sein zu wollen. Das aber ist nicht machbar, kann sich jedoch manchmal ereignen.

Natur bringt uns zum Schwärmen

Dazu brauchen wir – so hat es ein Wissenschaftler einmal formuliert – Resonanzräume, die in einem etwas zum Klingen bringen und anregen können, auf etwas anderes zu hören als auf den Lärm dieser Welt, etwas, was uns innerlich anrührt, bewegt uns staunen lässt, was uns wie eine Blüte fasziniert und eine Blume inspiriert.

Die Natur mit all ihren Wundern kann ein solcher Ort sein, der einen ergreift und zum Schwärmen bringt, neu inspiriert und mit Hoffnung erfüllt. Darum halte ich es für wichtig, mit offenen Augen durch die Welt zu gehen und mit allen Sinnen Gottes gute Schöpfung wahrzunehmen: auf der Erde und am Himmel, in Feld und Wald, im Gebirge und am Meer, bei Pflanzen und Tieren, im Großen wie im Kleinen.

Und wer schon einmal über längere Zeit wirklich hungern musste – viele der Vertriebenen und Flüchtlinge des Zweiten Weltkrieges und der nachfol-



Quelle/Rechte: Bert Lange

Blütenmeer auf der Landesgartenschau in Bad Dürrenberg

genden Generation haben da noch manchmal fast traumatische Erinnerungen, und für Unzählige auf der Welt ist es auch heutzutage bittere Wirklichkeit – weiß, was es bedeutet, ein Stück Brot essen zu können, etwas Salz zum Würzen zu haben und wieder ein wenig Geschmack am Leben zu spüren. Und auch das hat mit der Natur zu tun, in der das Korn heranreift, um weiterverarbeitet dann zu Brot zu werden.

Unterbrechen wir einmal unsere Routine und Pläne. Nehmen wir uns Zeit. Öffnen wir alle unsere Sinne und unser Herz, hören, schauen, riechen, schmecken und ertasten wir Gottes gute Schöpfung. Vielleicht kommt dann in uns etwas zum Klingen, spüren wir wieder deutlicher, wie wunderbar Leben sein kann und wer es uns geschenkt hat. Manchmal kann man gar nicht beschreiben, welche Empfindungen da aufkommen.

*Unterbrechen
wir einmal
unsere Routine
und Pläne.
Nehmen wir
uns Zeit.*

Viele Psalmen und Lieder aber verleihen der Freude über all das Wunderbare, mit dem wir umgeben sind, und dem Dank dafür einen würdigen Ausdruck. Ist es nicht sogar die edelste Bestimmung des Menschen, mit allen Geschöpfen oder stellvertretend für sie Gott zu loben und zu preisen?



Die katholische Kathedrale St. Sebastian und der ev. Dom zu Magdeburg im Hintergrund. Quelle / Rechte: Gerhard Feige

Die Ökumene lebt

unter der Rubrik „Fremde Federn“ in: FAZ Nr. 106
vom 7. Mai 2024, S. 8.

Beitrag zusammen mit Dr. Volker Jung, Kirchenpräsident
der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau

„Wir wollen nicht mehr Kirche sein ohne den Dialog mit Euch.“ Das ist der Spitzensatz eines neuen ökumenischen Dokumentes mit dem Titel „Mehr Sichtbarkeit in der Einheit und mehr Versöhnung in der Verschiedenheit“. Es ist ein gemeinsamer Text der Deutschen Bischofskonferenz und der Evangelischen Kirche in Deutschland.

Die katholische und die evangelische Kirche stehen mitten in großen Herausforderungen. Der Vertrauensverlust aufgrund sexualisierter Gewalt in den Kirchen ist groß. Beide Kirchen arbeiten auf und etablieren Schutzkonzepte. Der Rückgang der Mitgliederzahlen zwingt dazu, Ressourcen zu konzentrieren und manches neu zu organisieren.

Inmitten solcher Veränderungen macht der Text die Ökumene stark, und zwar deshalb, weil Ökumene in vielen Gemeinden und auf der Ebene der Kirchenleitungen gelebt wird. Die ökumenischen Beziehungen sind gewachsen und fast selbstverständlich. Sie sind Ausdruck eines gemeinsamen Glaubensweges, der in Christus begründet ist. Hierin liegt der Sinn dieses neuerlichen gemeinsamen Bekenntnisses zur Ökumene.

Der Text geht vom biblischen Zeugnis über den Weg der Kirche aus und richtet den Blick auf die gelebte ökumenische Praxis. Nach klassischem Verständnis wirkt Kirche auf dreifache Weise in der Welt. Sie bezeugt das Evangelium von Jesus



Quelle: Peter Bongard

Dr. Volker Jung, Kirchenpräsident der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau

Christus (Martyria), sie ist helfend für Menschen da (Diakonia) und sie feiert Gottes Gegenwart in ihren Gottesdiensten (Leiturgia).

In allen Bereichen gibt es erfreulicherweise viel Gemeinsames. Öffentliche Stellungnahmen und die Einführung konfessionell-kooperativen Religionsunterrichtes gehören dazu, auch manche Zusammenarbeit zwischen Caritas und Diakonie. Vielfältig ist das Engagement vor Ort gegenüber Geflüchteten, Migranten und anderen Bedürftigen, in der Telefonseelsorge oder in der Militär- und Polizeiseelsorge. Beide Kirchen bringen sich, oft auch zusammen mit anderen christlichen Kirchen, aktiv in

der Zivilgesellschaft ein – momentan vor allem in Initiativen, die sich gegen Rechtsextremismus für Vielfalt und Demokratie einsetzen. Ökumenische Gottesdienste gehören vielerorts zum gottesdienstlichen Leben – insbesondere dann, wenn es darum geht, gesellschaftliche Ereignisse zu begleiten, von Schulanfängen bis hin zu Katastrophen und anderen Geschehnissen.

Dass das ökumenische Engagement von Kirchenmitgliedern geschätzt und geradezu erwartet wird, hat die jüngste Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung sehr eindrücklich gezeigt, die übrigens auch erstmals gemeinsam durchgeführt wurde. Eine sehr

große Mehrheit aller Kirchenmitglieder erwartet, dass die Kirchen mehr zusammenarbeiten und nicht das eigene konfessionelle Profil pflegen oder sogar schärfen.

Ökumene als dynamischer Prozess

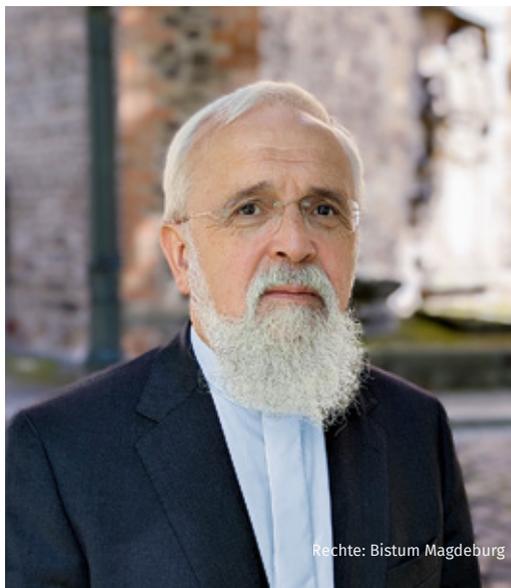
Der neue Text bleibt allerdings nicht dabei, lediglich zu beschreiben, was ökumenisch gelebt wird. Er empfiehlt, Ökumene prozessorientiert zu verstehen und weiterzuentwickeln. Das ist in der Tat ein Paradigmenwechsel. Ökumene wird nicht von einer statischen Zielbestimmung der Einheit her verstanden, die es irgendwann einmal zu erreichen gilt, sondern als ein dynamischer Prozess.

Damit wird das Ziel der Einheit nicht aufgegeben. Aber die Perspektive wird gewechselt. Einheit wird als eine in Christus begründete Einheit verstanden, die längst schon in vielem existiert. Wo dieser Glaube

geteilt wird, ist es möglich, auf dem gemeinsamen Weg danach zu streben, „mehr Sichtbarkeit in der Einheit und mehr Versöhnung in der Verschiedenheit – zu leben und so der sichtbaren Vollendung der Einheit entgegenzugehen. Es geht dann darum, wie die bisherigen dogmatischen und ethischen Verständigungen sowie die gelebten Beziehungen gesichert, vertieft, praktisch fruchtbar gemacht und darüber hinaus neu akzentuiert werden können.

Das prägt auch den Umgang mit bestehenden Differenzen. Nach wie vor ist es schmerzlich, das Abendmahl nicht gemeinsam zu feiern. Es wird aber von Christus her möglich, danach zu fragen, welche Formen der wechselseitigen Teilhabe verwirklicht werden könnten. Zunehmend gibt es Differenzpunkte in ethischen Fragen – immer wieder auch in den Kirchen selbst. Im Dialog miteinander ist es nötig, sich dies nüchtern zuzugestehen und solche begrenzten Dissense nicht gleich als das Ende der Ökumene zu markieren.

Stattdessen sehen wir es als unsere Verpflichtung an, immer wieder das Gespräch miteinander zu suchen und anzustreben, in Wort und Tat gemeinsam das Evangelium in dieser Welt zu leben und zu bezeugen. Der neue Ökumene-Text schließt mit wechselseitigen Zusagen, den Weg in die Zukunft in allen Herausforderungen und Umbrüchen gemeinsam gehen zu wollen und davon nicht abzulassen.



Genau dies ist auch auf den Weg gebracht – etwa in der Suche nach einem neuen Format für die „Woche für das Leben“ und in einem Arbeitskreis, in dem bio- und medizinethische Fragen beraten werden. Vor Ort wird verstärkt nach den Chancen einer ökumenischen Kirchenentwicklung gefragt. Der Leitgedanke ist hierbei: „Nicht mehr Sachen ökumenisch machen, sondern unsere Sache ökumenisch machen.“ Dies ist getragen von der Überzeugung: Die Ökumene lebt.

Bischof Dr. Gerhard Feige, geboren 1951 in Halle (Saale), Studium der Philosophie und Theologie in Erfurt, 1978 Priesterweihe, 1988 Promotion, Studienaufenthalt in Rom, 1994 Berufung zum Professor für Alte Kirchengeschichte, Patrologie und Ostkirchenkunde in Erfurt, ab 1999 Weihbischof in Magdeburg, seit 2005 Bischof von Magdeburg, seit 2012 Vorsitzender der Ökumenekommission der deutschen Bischofskonferenz.

